

**Robert B. Parker**

Deutsche Erstausgabe

# Spenser und der Kandidat



Ullstein Krimi

**Robert B. Parker**

**Spenser und  
der Kandidat**

Kriminalroman mit Spenser

Ullstein Krimi

Ullstein Krimi  
Lektorat: Martin Compart  
Ullstein Buch Nr. 10263 im Verlag Ullstein GmbH,  
Frankfurt/M – Berlin – Wien  
Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
The widening gyre



Übersetzung: Klaus Kamberger  
Umschlagentwurf: Atelier Noth & Hauer, Berlin  
Foto-Graphik: Welfhard Kraiker & Karin Szekessy  
© 1983 by Robert B. Parker  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 1984  
Gesamtherstellung: Ebner Ulm  
ISBN 3 548 10263 8  
August 1984

»Mr. Spenser, Sie sollen für die Sicherheit des Alexander-Wahlkampfkomitees sorgen.«

»Meade Alexander? Der Kongreß-Abgeordnete?«

»Genau. Es heißt, Sie wären so gerissen wie kein anderer Privatdetektiv. Meade will in den Senat, oder lesen Sie keine Zeitung?«

»Nur die komischen Sachen«, sagte ich. »Über's Kittchen und über das, was im Stadtrat passiert.«

Dies ist Robert B. Parkers zehnter Roman über den Bostoner Privatdetektiv Spenser. Nach dem Tod von Ross Macdonald gilt er als wichtigster lebender Autor der PRIVAT-EYE-NOVEL

Für Joan, David und Daniel.  
Die Mitte, sie läßt sich halten.

Turning and turning in the  
widening gyre  
The falcon cannot hear the  
falconer;  
Things fall apart; the center  
cannot hold...

*William Butler Yeats,  
»The Second Coming«*

# 1

Ich nuckelte meinen Murphy's Irish Whiskey direkt aus der Flasche, immer in kleinen Schlucken, und schaute aus dem Bürofenster. Mein Büro lag Berkeley-, Ecke Boylston Street.

Es war dunkel, und der Verkehr hatte nachgelassen. Gegenüber in der Werbeagentur waren die Leute trotz der späten Stunde noch bei der Arbeit, aber das Fenster, hinter dem die schwarzhaarige Werbefrau zu arbeiten pflegte, war dunkel. Die Stille in meinem Büro wuchs von den Wänden auf mich zu, perspektivisch sozusagen. Das Gebäude war nachts ziemlich leer, nur das gelegentliche Rütteln und Donnern des Fahrstuhls unterbrach die Stille von ferne.

Ich schlürfte ein bißchen vom Whiskey.

Wenn man es sich genau überlegte, dann war es gar keine richtige Stille. Stille – das waren die kleinen Geräusche, wenn der größere Lärm vorbei war.

Ich nahm den nächsten Schluck Whiskey. Auch der Whiskey hatte seinen Anteil an der Stille. Irischer Whiskey eignete sich vorzüglich, wenn man über Dinge wie Ruhe und Stille nachdachte.

Ein Wagen kam langsam die Berkeley Street herunter und parkte am Bordstein direkt unter meinem Bürofenster, genau da, wo ein Schild verkündete: ABSCHLEPPZONE, ABSOLUTES PARKVERBOT. Ein Mann von beträchtlichem Umfang und mit einer breiten roten Nase stieg aus. Ich kannte ihn.

Auf der anderen Seite der Boylston Street, an der Ecke Bonwit's, standen ein Mann und eine Frau, die Arme umeinandergeschlungen, und warteten auf grünes Licht, um

die Berkeley Street zu überqueren. Sie hatte ihre linke Hand in seiner Gesäßtasche. Er hatte seinen Arm über ihre Schultern gelegt. War das nun Liebe, oder wollte sie ihm nur an die Brieftasche? Die Ampel schaltete um. Sie gingen hinüber. Ihre Hand steckte noch immer in seiner Gesäßtasche. Es war wohl Liebe.

Hinter mir hörte ich die Tür aufgehen. Ich drehte mich vom Fenster weg, und da stand der Umfangreiche mit der roten Nase.

»Sind Sie Spenser?« fragte er.

»Ja«, sagte ich.

»Sie wissen, wer ich bin?« fragte er.

»Fix Farrell«, sagte ich.

»F. X.«, sagte er. »Ich mag meinen Spitznamen nicht.«

»Wollen Sie einen Schluck irischen Whiskey?«

»Sicher.«

Ich reichte ihm die Flasche. Er wischte ganz automatisch den Hals mit der Handfläche ab und nahm einen Schluck. Dann gab er mir die Flasche zurück.

»Haben Sie einen sitzen?« fragte er.

»Nein.«

»Ich kann meine Arbeit nicht machen, wenn ich keinen sitzen habe.«

»Wirkt sich das nicht auf die Geschäfte aus?« fragte ich.

Farrell schüttelte den Kopf. »Das macht mir nichts«, sagte er. »Übrigens hätte ich es auch erfahren, wenn Sie ein Säufer wären.«

Ich trank den nächsten Schluck und reichte ihm die Flasche wieder. Er nahm sie und trank. Er trug einen leichten grauen Mantel mit schwarzen Samtaufschlägen und dazu einen Homburg. Die Haare, die darunter hervorschauten, waren grau. Unter dem Mantel hatte er ein weißes Hemd an mit Button-

Down-Kragen und einer Krawatte aus Rips, die er zu einem dicken Windsor-Knoten gebunden hatte.

»Ich habe Sie ein bißchen durchleuchtet, Spenser. Klar? Ich habe Sie von meinen Leuten durchchecken lassen, und Sie sind sauber dabei herausgekommen.«

»Wie schön«, sagte ich.

»Wir möchten, daß Sie für uns arbeiten.«

Er gab mir die Flasche zurück. Es war ein feines Netzwerk von geplatzten Äderchen, das seine Nase so rot erscheinen ließ.

»Der Stadtrat?« fragte ich.

Er schüttelte ungeduldig den Kopf. »Quatsch, das Alexander-Wahlkampfkomitee. Sie sollen für unsere Sicherheit sorgen.«

»Meade Alexander? Der Kongreß-Abgeordnete?«

»Genau. Es heißt, Sie wären so gerissen wie kein anderer. Meade will in den Senat, oder lesen Sie keine Zeitung?«

»Nur die komischen Sachen«, sagte ich. »Über's Kittchen zum Beispiel, und über das, was im Stadtrat passiert.«

Ich trank wieder vom Whiskey.

»Klar doch«, sagte Farrell. »Wollen Sie den Job?«

»Personenschutz?«

»Personenschutz. Wir hatten schon ein paar Morddrohungen. Das sind vielleicht nur so ein paar linke Idioten. Aber irgendwie hat Browne damit zu tun, und deswegen sollten Sie ein wenig achtgeben.«

»Browne? Ist das nicht Alexanders Gegenkandidat?«

»Genau. Robert Browne.«

»Der hat Unterweltbeziehungen, nicht wahr?«

»Richtig«, sagte Farrell. »Er war jahrelang im Knast.«

»Und Sie glauben, seine Leute wollen Alexander an den Kragen?«

Farrell schüttelte den Kopf. »Nein. Aber man ist nie sicher, und deswegen brauchen wir jemanden, der irgendwie für die

Sicherheit zuständig ist. Bei jedem Wahlkampf braucht man auch Personenschutz. Warum sollen wir nicht für den besten sorgen?«

»Sie sind ein sehr scharfsichtiger Mensch«, sagte ich.

»Das bin ich. Sie wollen den Job?«

»Wer macht ihn jetzt?«

»Zwei Cops aus Fitchburg, die vorübergehend zum Wahlkampfstab abkommandiert worden sind. Sie werden auch dabeibleiben, aber die Verantwortung haben Sie.«

»Stammt Alexander aus Fitchburg?«

»Genau.«

»Was für Leute stehen hinter Browne?« fragte ich.

Farrell zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung.«

»Wenn Sie nicht wissen, wer ihn gekauft hat, wie wissen Sie dann, daß überhaupt wer hinter ihm steht?« fragte ich.

Ohne zu fragen, griff Farrell nach der Flasche und trank. Dann stellte er sie wieder zurück, und ich trank, aber einen viel kleineren Schluck als er.

»Wer, zum Teufel, sind Sie? Redakteur beim *Boston Globe*? Es geht nicht darum, was ich beweisen kann. Wir reden über Politik, Sie Armleuchter.«

»Wir kennen uns wohl noch nicht gut genug, daß Sie mir schon mit Kosenamen kommen können, Fix.«

Farrell reagierte nicht. Er schaute auf seine Uhr.

»Was ist nun? Wollen Sie den Job oder nicht? Geld stinkt nicht. Übers Geld kommen wir schon zusammen.«

Ich drehte mich mit einem Ruck von Farrell weg und schaute aus dem Fenster hinab auf die dunkle Straße und hinüber zum dunklen Fenster meiner Werbefrau, und ich lauschte auf die Geräusche in meinem Büro. Hatte ich gerade etwas Besseres zu tun? Nein. Konnte ich das Geld gebrauchen? Ja. Würde ich mir damit besser die Zeit vertreiben, als hier irischen Whiskey zu trinken und aus dem Fenster zu gucken? Vielleicht.

»Kommen Sie mit Alexanders Politik nicht klar?« fragte Farrell meinen Rücken.

Ich wandte mich um. »Ich komme mit der Politik von niemandem klar«, sagte ich.

»Wo steckt dann das Problem?« fragte Farrell.

»Es gibt kein Problem«, sagte ich. »Ich nehme den Job.«

Meade und Ronni Alexander hielten Händchen, als ich bei ihnen auftauchte. Er war ein großer, etwas bäuerlicher Typ und braungebrannt. Seine graublonden Haare hatte er straff nach hinten gekämmt. Er trug einen dunkelblauen Anzug mit Weste aus allerfeinstem Garn, eine kastanienbraune Krawatte mit winzigen Figuren als Muster und schwarze Schuhe, die seitlich mit einem Reißverschluß geschlossen wurden.

Seine Frau war kleiner mit langem blondem Haar, das sie in Farrah-Fawcett-Manier gekämmt hatte. Sie hatte sehr große blaue Augen, lange Wimpern, einen breiten Mund und eine schmale, gerade Nase. Um den Hals trug sie ein schwarzes Samtband mit einer Kamee-Brosche in der Mitte. Ihre Bluse war weiß und plissiert, mit Spitzen an Kragen und Manschetten. Ihr Rock war schwarz, und ihre Schuhe hatten sehr hohe Absätze. Sie roch nach einem ausgezeichneten Parfüm und sah zwanzig Jahre jünger aus als ihr Mann. Was sie nicht war. Er war einundfünfzig. Sie war sechsundvierzig.

Wir befanden uns in ihrer Suite im Sheraton-Hotel von Boston, zusammen mit Fix Farrell, den beiden Cops aus Fitchburg und einem Burschen namens Abel Westin. Er war Alexanders Medien-Berater.

Bis auf Ronni setzten wir uns alle hin. Sie holte den Kaffee, der auf dem Servierwagen bereitstand, und fing an, uns einzuschenken. Ich malte mir aus, ob sie beim Schreiben ihres Namens statt dem I-Punkt ein kleines Herz malte. Das würde, dachte ich mir, zu ihr passen.

Alexander ließ sich von seiner Frau eine Tasse Kaffee reichen und fragte mich: »Sind Sie ein religiöser Mensch, Mr. Spenser?«

»Nein.«

»Sind Sie in christlichem Glauben erzogen worden?«

»Meine Familie stammt aus Irland. Ich wurde katholisch erzogen.«

»Aber Sie sind nicht mehr gläubig.«

»Nein.«

»Glauben Sie an einen allmächtigen Gott?«

»Wieso, will er mich anheuern?«

Alexander setzte sich so ruckartig zurück, daß er etwas von seinem Kaffee verschüttete.

»Oder Sie?« ergänzte ich.

Ronni Alexander griff sich eine Serviette vom Servierwagen und tupfte die Hose ihres Mannes und den Teppich ab, wobei sie sorgfältig darauf achtete, daß ihr der Rock bei der Herumkriecherei nicht hochrutschte. Alexander tätschelte ihr die Schulter.

»Danke, Ronni«, sagte er, und mich schaute er nachdenklich an. »Was immer für Klischees Sie von uns Politikern im Kopf haben, Mr. Spenser, auf mich treffen sie nicht zu. Ich bin Christ. Das ist für mich das Wichtigste. Ich glaube ohne Einschränkung an eine Reihe von sehr klaren Geboten. Ich will jetzt mit Ihnen über diese Gebote keine Diskussion anfangen. Aber nehmen Sie sie nicht zu leicht. Ich tue es im Dienste von Jesus Christus, wenn ich ein politisches Amt anstrebe. Ich tue es, damit diese Gebote dort Wurzeln schlagen. Dieses Land ist in einem trostlosen Zustand. Es muß erlöst werden.«

Ich schaute zu Fix Farrell hinüber, der am Fenster stand mit seinem Hut auf dem Kopf. Sein Gesicht blieb unbewegt. Alexander fuhr fort.

»Ich verlange nicht, daß Sie ein Christ sind. Aber ich verlange, daß Sie Verständnis für meinen Glauben haben und für die Kraft, die aus ihm kommt. Wir werden oft zusammen sein, bisweilen über längere Perioden. Meine Frau und ich meinen es ernst.«

Farrell sagte: »Okay, Meade, Schluß mit dem Scheiß-Sermon. Wir haben ihn nicht engagiert, damit er für euch betet.«

»In Gegenwart von Mrs. Alexander darf ich dich wohl bitten, deine Worte besser zu wählen, Francis.«

»Schon recht«, meinte Farrell. »Aber es ist so: Spenser ist der Mann, den wir für diesen Job brauchen. Meine Leute haben ihn durch und durch gecheckt. Klar, er ist die reine Landplage. Aber er hat den Bogen raus. Laß uns also zur Sache kommen und hör auf, herumzusalbadern.«

Alexander lächelte und schüttelte sanft seinen Kopf. Einen Augenblick lang schaute er mich an.

»Haben Sie den Bogen raus, Mr. Spenser?«

»Bis jetzt«, sagte ich.

Er lächelte wieder und nickte. Keiner sagte etwas. Westin schaute auf seine Uhr. Die beiden Cops aus Fitchburg hockten phlegmatisch in ihren Sesseln. Du bleibst nicht lange ein Cop, wenn du nicht gut warten kannst.

Ronni Alexander fragte: »Sind Sie verheiratet, Mr. Spenser?« Sie lächelte zu ihrer Frage, und es war ein sehr breites Lächeln.

»Nein, Ma'am.«

»Waren es auch nie?«

»Nein, Ma'am.«

Sie hörte nicht auf zu lächeln und nickte dazu, als hätte sich für sie nur ein Verdacht bestätigt. Wäre ich verheiratet gewesen, dann hätte ich sicher bessere Manieren gehabt.

»Wollen Sie, daß ich Ihnen etwas demonstriere?« fragte ich Alexander. »Vielleicht einer Fliege die Flügel wegschießen?

Oder mit einem Bären ringen? Für einen unverheirateten Agnostiker bin ich nämlich äußerst geschickt.«

»Und verdammt komisch«, ergänzte Westin.

»Das kostet nichts extra«, sagte ich. »Läuft als freiwillige Zusatzleistung, wenn Sie für die Muskeln bezahlen.«

»In Ordnung«, sagte Alexander, »ich fürchte, Sie machen damit ernst. Ich weiß nicht genau warum, aber Sie sind ziemlich überzeugend. Meinst du nicht auch, Ronni?«

Ronni setzte ihr strahlendes Lächeln auf. »Ich glaube, innen drin ist er wirklich sehr, sehr nett. Ich werde mich viel besser fühlen mit ihm an Bord.«

»Nun ja, ich denke, damit sind Sie engagiert«, sagte Alexander. »Diese Herren hier werden Sie instruieren. Ronni und ich möchten für eine Stunde ruhen, bevor wir uns wieder an die Arbeit machen.«

Alexander erhob sich. Ich erhob mich. Wir schüttelten uns die Hände. Alexander und seine Frau gingen durch die Verbindungstür in ihr Schlafzimmer und schlossen die Tür hinter sich.

Abel Westin sagte zu mir: »Sie haben ein flinkes Mundwerk, Kumpel. Um ein Haar wären Sie den Job losgewesen.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich habe noch immer Herzklopfen.«

»Okay, okay«, sagte Farrell. »Wir sollen in zwei Stunden in Lowell sein. Ihr beiden redet mit Spenser. Abe und ich haben noch was zu tun.«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, Farrell, mein Name ist Abel, nicht Abe.«

»O ja, richtig. Und jetzt zur Lagebesprechung.«

Farrell schüttelte mir die Hand. »Die Jungs hier bringen Sie auf den Stand der Dinge. Keine Sorgen wegen Meade. Er glaubt tatsächlich den ganzen Mist, aber er ist ein Aufstehmännchen, Sie verstehen? Er geht immer gerade drauflos. Und Sie sollten ihn besser für einen halten, der immer

gewinnt. F. X. Farrell klettert mit keinem aufs Boot, der verliert. Klar?«

Ich nickte, aber Farrell wartete nicht einmal darauf, ob ich es tat oder nicht. Mit einem Ruck drehte er sich zu Westin um, und die beiden verließen das Hotelzimmer. Ich wandte mich an die beiden Cops.

Beide waren jung. Nicht älter als dreißig. Der eine trug eine karierte Jacke, der andere einen grauen Anzug.

»Sie sind Fraser«, sagte ich zu dem in der karierten Jacke.

»Dale Fraser«, sagte er. Er war glatt rasiert, und am Kopf begann er kahl zu werden. Er trug eine Hornbrille und sah aus, als spielte er in der Deckung eines kleinen College-Basketball-Teams.

Der andere Cop sagte: »Tom Cambell.« Er war gedrungener, hatte kurz geschnittene braune Haare und einen Stiernacken. Seine Hände waren klein und sehr dick. Ich schüttelte beiden die Hände.

»Wie fühlt ihr euch mit mir als drittem Mann in der Runde?« fragte ich sie.

»Erleichtert«, sagte Fraser. »Für zwei Mann gab es einfach zu viel zu tun.«

»Wie habt ihr die Sache bisher angepackt?«

»Ich habe in der Hauptsache die Koordination mit den lokalen Polizeibehörden gemacht. Tommy hat dafür meistens den Bodyguard gespielt.«

»Den Hauptanteil bei den Sicherheitsvorkehrungen übernehmen die örtlichen Cops, nehme ich an.«

Fraser nickte. »Ich halte das für die wichtigste Arbeit – die Menge kontrollieren, bei Empfängen die Leute abschirmen und all das. Die persönliche Sicherheit, also mit der Knarre unterm Arm Mr. Alexander abzudecken, das ist unsere Sache.«

»Und dazu brauchen wir mehr Leute?« fragte ich.

Cambell antwortete: »Nicht mehr. Jetzt sind Sie ja da. Außerdem müssen wir nicht vor seiner Tür Wache schieben oder so was. Dale sorgt dafür, daß die Räume immer miteinander verbunden sind. Er und ich schlafen dann jeweils auf der einen oder der anderen Seite seines Zimmers. Natürlich würden weitere zehn Burschen um ihn herum nicht schaden, aber er möchte nicht voll eingekreist sein. Er schüttelt Hände, und« – Cambell zuckte mit den Schultern – »er will eben gewählt werden, wissen Sie. Das geht nicht, wenn man sich gleichzeitig versteckt.«

Ich nickte. »Okay, lassen wir es, wie es ist. Dale, Sie machen weiter die Koordination. Tom und ich teilen sich den direkten Schutz. Wenn ihr irgend etwas braucht, sagt es mir. Wenn ihr irgendwelche Vorschläge habt, macht sie. Ich bin zwar verantwortlich, aber ich will das nicht übertreiben. Also kein Salutieren, wenn ihr mich seht.«

Fraser meinte: »Was dagegen, wenn wir hinter Ihrem Rücken ab und zu mal wiehern?«

»Verdammt, nein«, sagte ich. »Das tun alle.«

In einem Hörsaal der Universität von Lowell erklärte Meade Alexander seinen Zuhörern, wo die amerikanische Nation den Siruptopf hatte fallen lassen und warum. Der Raum war fast überfüllt. Ronni saß hinter ihm auf der Bühne auf einem Klappstuhl, die Knie züchtig aneinandergedreht. Die Füße fest am Boden, die weiß behandschuhten Hände adrett im Schoß, den Blick auf ihren Gatten geheftet, von seinen Worten beseelt und Zustimmung signalisierend, vielleicht noch mehr: Anbetung.

»Dieses Land befindet sich in einer Krise«, sagte Alexander. »Fast die Hälfte aller Ehen, die in dieser Nation geschlossen werden, enden vor dem Scheidungsrichter. Was Gott verbunden, darf der Mensch nicht scheiden.«

Ich lehnte an der Hörsaalwand neben einem Fenster, nicht weit von der Bühne. Wenn ich aus dem Fenster blickte, konnte ich den Merrimack River sehen, wie er durch ein paar Stromschnellen vorwärtsschoß und sich in einen Wasserfall ergoß, ehe er nach Newburyport weiterfloß. Hier soll vor nicht allzu langer Zeit jemand sogar noch einen Lachs gefangen haben. Oder war es ein anderer Fluß gewesen, und ich war nur das Opfer meiner guten Stimmung? Na ja, jedenfalls war er nicht in Brand geraten wie dieser ölige Cuyahoga River in Cleveland.

»Meine lieben Freunde«, rief Alexander, »fast achtzig Prozent der im Handel befindlichen Video-Kassetten sind pornografisch.«

Irgendein Kindskopf hinten im Raum sagte, daß es jeder hören konnte: »Auf geht's.«

Tom Cambell war auf der Bühne, in den Kulissen, und Fraser befand sich im rückwärtigen Teil des Hörsaals, neben sich den Sicherheitschef des Uni-Campus, der mit einem Walkie-talkie ausgerüstet war.

»Mit Nacktheit und Sex wird das große Geschäft gemacht. In jedem kleinen Laden überall im Land werden Magazine feilgeboten, die den Verkäufer vor zwanzig Jahren noch ins Gefängnis gebracht hätten. Das Fernsehen sendet diesen Mist als Show, und Zeitungsschreiber machen es sich zum Geschäft, ihren Lesern zu suggerieren, daß jede Art von sexuellem Exzeß erlaubt sei, daß Abtreibung etwas sei, das nur einen selbst etwas angehe – so, als wäre das Abschlachten von ungeborenen Kindern mit dem Kurieren eines verdorbenen Magens Vergleichbar.«

Die Zuhörer setzten sich zum größeren Teil aus Studenten und Angehörigen des Lehrkörpers zusammen, dazu waren ein paar Bürger von Lowell gestoßen, die sich für den Kandidaten interessierten. Draußen aber klebten Aufrufe an den Wänden, die sich für die Befreiung der Schwulen, für die Bürgerrechtsbewegung, gegen die nukleare Aufrüstung, für geplante Elternschaft aussprachen – für alles, was sozusagen links von Alexander geschah. Ein entsprechendes Pendant rechts von ihm gab es, soweit ich das überblicken konnte, nicht. Die Linken vertraten Forderungen, wie ich sie in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren kennengelernt hatte, aber die Campus-Aufseher und die Stadtpolizei von Lowell hatten es geschafft, sie in Schach zu halten.

»Die Familie, die Urzelle unserer Zivilisation, ist ständigen Angriffen eines sich ausbreitenden Feminismus ausgesetzt, unterstützt von Leuten, die den Aufstand unter der tückischen Devise ›Mehr Rechte für die Kinder‹ planen, von Rauschgifthändlern, die uns vergiften wollen, von Individuen, die die Heirat unter Homosexuellen propagieren, von einer

lästigen und aufdringlichen Regierung, in deren Diensten Sozialarbeiter allzu oft die heiligen Bande der Familie mit ihren Theorien aus der Soziologie zerschneiden.«

Unter meinem Fenster saß im Gras eine junge Frau im Schottenrock, mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt. Ein junger Mann lag neben ihr auf dem Boden, den Kopf in ihrem Schoß. Beide lasen, und dabei strich sie ihm mit der linken Hand abwesend über das Haar.

»Meine Kandidatur ist keine bloß politische. Ich kämpfe nicht nur für eine Änderung der Gesetze, sondern für eine Veränderung ihrer Voraussetzungen, für die Wiederbelebung der Reinheit und der Kraft eines jungen Amerika. Ich kämpfe für die Wiedererweckung des Anstands, der noch verborgen in den Menschen dieses Landes steckt, und dafür, daß wir, vereint unter dem Willen Gottes, immer entschlossener dem gottlosen Kommunismus widerstehen. Dies alles sind Dinge jenseits der Gesetzgebung. Ich rufe Sie alle auf, mir zu folgen in einen Kreuzzug und mir zu helfen bei Amerikas Wiedergeburt.«

Zu seinen Füßen saßen in den ersten Reihen auch ein paar Reporter, die Alexanders Wahlkampagne begleiteten. Als sie das Stichwort von der Wiedergeburt Amerikas hörten, öffneten sie ihre Augen, klappten die Notizbücher zu und standen auf. Sie hatten den halben Gang schon geschafft, bevor der Beifall aufbrandete. Die meisten Zuhörer standen auf, um zu applaudieren, und der Applaus schien von Herzen zu kommen. Hier und da schüttelte ein Professor den Kopf, doch die überwältigende Mehrheit des Publikums schien sehr einverstanden mit dem, was sie gehört hatte.

Alexander und der Präsident des College, der die einleitenden Worte gesprochen hatte, schüttelten einander die Hände. Eine Minute lang oder mehr stand Alexander mit ausgebreiteten Armen da, dann kam er die Stufen von der Bühne herunter. Tom Cambell war gleich hinter ihm, und ich ging an seiner

Seite, als wir den Mittelgang hinuntergingen. Auf der Freitreppe vor dem Gebäude wurden noch ein paar Fotos von Alexander, Hand in Hand mit Ronni, geschossen. Dann ging es hinein in die Autos und ab.

Als ich durch das Rückfenster des Wagens zurückschaute, sah ich den jungen Mann und die junge Frau, die ich beim Lesen auf dem Rasen beobachtet hatte, wie sie uns händchenhaltend nachschauten.

Zwanzig Minuten später schlürfte Alexander eine Tasse Tee mit Milch und Zucker, aß dazu Pfirsichtorte und erklärte einer Abordnung des Haverhill Republican Women's Club, daß die Einmischung der Finanzbehörden in die Angelegenheiten der Christlichen Schulen nicht geduldet werden könne, ebensowenig wie der Rückzug Amerikas aus Taiwan oder der Verlust des Panamakanals. Ronni lächelte dazu, half Tee nachgießen, äußerte sich kurz über die Heiligkeit des Ehebundes und gab ihrer Überzeugung Ausdruck, daß einzig noch ihr Ehegatte das Bollwerk zwischen uns und der Ankunft des Antichrist sei.

Währenddessen marschierte Fraser herum und hielt Kontakt zur Polizei am Ort. Cambell und ich versuchten, irgendwie an Alexanders Seite zu bleiben. Aber die einzige Gefahr, die ihm drohte, waren meiner Ansicht nach die Pfirsichtörtchen. Ich schnappte mir eins. Es gab schlimmere Qualen.

Eine ziemlich kleingeratene Frau mit kurzem blondem Haar fragte mich, ob ich zur Begleitung des Kongreßmannes Alexander gehörte. Sie trug ein reichlich graues Kostüm und auf der Brust ein Ansteckbukett.

»Ja«, sagte ich.

»Also«, sagte sie, »wir stehen hier alle voll hinter ihm. Er ist der erste Politiker in diesem Staat, der der Sache einen Sinn gibt, seit ich wähle.«

»Dies ist der einzige Staat in den USA, der 1972 für George McGovern gestimmt hat«, antwortete ich. »Sie glauben, in Massachusetts kommt auch ein Konservativer durch?«

»Ganz bestimmt. Massachusetts hat nur ein bißchen länger gebraucht, bis es darauf gekommen ist. Aber es ist geschehen. Der Liberalismus ist bankrott.«

Ich schaute auf ihr Bukett. So etwas sieht man nicht alle Tage, schon gar nicht tagsüber. Es war eine Orchidee.

»Gefällt Ihnen mein Bukett nicht? Donald, mein Mann, hat es mir gestern abend gegeben, nachdem er erfahren hatte, daß ich den Kongreßmann treffen werde. Ich habe es die ganze Nacht über im Kühlschrank gehabt.«

Ich lächelte. »Es ist tatsächlich sehr reizvoll«, sagte ich.

Wir verließen rechtzeitig den Haverhill Republican Women's Club, um bei Schichtwechsel im Raytheon-Werk in Andover zu sein. Alexander stellte sich am Werktor auf und schüttelte so viele Hände, wie er packen konnte, als die Arbeiter heraus- und auf die Parkplätze stürmten. Mehr als die Hälfte von ihnen schoben an Meade und Ronni vorbei und ignorierten die ihnen entgegengestreckten Hände. Ein paar ließen sie sich schütteln, ohne weiter darauf zu achten. Die meisten Arbeiter waren Männer, und die meisten von ihnen drehten sich zu Ronni um, wenn sie vorbeikamen. Ein Bärtiger mit Schottenmütze auf dem Kopf meinte: »Netter Arsch.«

Kaum hatte die Vier-Uhr-Schicht begonnen, das Hinterteil seiner Frau zu bewundern, da saß Alexander auch schon wieder in seinem Caravan und war unterwegs zu einer Einkaufsstraße in Peabody.

Alexander baute sich strategisch günstig vor einem Kaufhaus auf, gegenüber war noch eins, und schüttelte wieder ein paar Hände. Fix Farrell und Abel Westin waren damit beschäftigt, die Leute auf ihn zuzutreiben, und Alexander schüttelte Hände und lächelte, und Ronni stand neben ihm und lächelte.

Eine kleine Frau mit mächtig viel Dauerwelle in ihrem grauen Haar fragte Alexander, was er mit den »darks« zu tun gedenke.

Alexander sagte: »Wie meinen Sie das?«

Sie sagte: »Ich meine die Schwarzen. Was haben Sie mit denen vor? Sie kommen überall herein, und wir bezahlen dafür.«

Alexander antwortete: »Ich meine, die Regierung hat sich nicht in Erziehungsfragen einzumischen.«

Die Frau nickte triumphierend. Eine junge Frau in Mokassins und mit goldgerahmter Brille sagte: »Sie sind also gegen öffentliche Erziehung. Sie wollen sie abschaffen?«

Abel Westin schlüpfte zwischen Alexander und die Frau. Er sagte: »Das ist eine zu komplexe Frage für ein Forum wie dieses, Ma'am.«

»Aber er hat gesagt, die Regierung solle sich nicht in Erziehungsfragen einmischen.«

Alexander lächelte. »Wir sind dabei, ein Papier über unsere Position in dieser Frage vorzubereiten. Ich glaube, wenn es erscheint, wird es Sie zufriedenstellen.«

»Aber es war eine gute Frage«, sagte Westin.

Die junge Frau sagte: »Scheißdreck.« Dann ging sie hinüber und kaufte sich ein Eiskrem.

Vom Einkaufszentrum begaben wir uns ins Colonial Hilton Inn in Lynnfield. Alexander hatte dort einen Treff mit der Christian Action Coalition. An einem kleinen Büffet gab es Wein, Käse und Salzstangen.

Alexander nippte an einem kleinen Glas Wein und knabberte eine Salzstange. Freundlich lächelnd genoß er die Bewunderung, die ihn umgab wie der Dampf in einer Suppenküche. Alle Männer im Saal waren in Anzug und Krawatte, alle Frauen in Kleidern und hochhackigen Schuhen. Es blitzte reichlich hin und her zwischen den gold- und

juwelenbehangenen Frauen, und bei den Männern übernahm das eine nicht geringe Anzahl entsprechend teurer Armbanduhren. Bei den Unterhaltungen zwischen dem Kandidaten und den Gästen gab es keine Fragen, nur gemeinsame Überzeugungen.

»Wissen Sie, was sie sich für die Lebensmittelmarken kaufen? Feine Torten. Ich habe eine Frau im Supermarkt beobachtet...«

»Wissen Sie, was sie in der Englischklasse meiner Kleinen gelesen haben? Mädchen und Jungen gemeinsam? Haben Sie schon mal von Eldridge Cleaver gehört?«

Ronni Alexander griff nach einem Glas Wein.

»Solange die Privatwirtschaft in Geldsachen mit der Regierung Wettbewerb treiben muß, werden die Zinsen hochgehen. Es geht einfach um Angebot und Nachfrage...«

Ich bemerkte, daß Ronni Alexander ihren Wein ausgetrunken hatte und nach dem nächsten Glas griff.

Der Tabakqualm wurde immer dicker. Wiedergeborene Christen waren scheinbar immun gegen Lungenkrebs.

»Ihre Schule hat dieses Jahr ein Weihnachtsspiel aufgeführt. Irgendein Jude hat sich doch beschwert, daß...«

Fix Farrell sagte zu mir: »Okay, wir sollten gehen. Ronni hat mit dem Wein angefangen.«

Ronni war gerade dabei, ihren Plastikbecher am Büffet nachfüllen zu lassen.

Farrell murmelte Westin ins Ohr. »Laß den verdammten Spruch von der späten Stunde raus.«

Westin sagte mit erhobener Stimme in den Lärm hinein: »Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie bitte.«

Farrell bewegte sich zu Alexander hinüber und flüsterte etwas. Dale Fraser ging hinaus, um die Wagen bereitzustellen.

»Meade würde hier die ganze Nacht bleiben, wenn wir ihn ließen. Aber irgendwer muß ja den bösen Buben spielen. Wir

haben dafür zu sorgen, daß er rechtzeitig ins Bett kommt. Und so danken wir Ihnen für Ihr Kommen, und wenn Sie noch eine Sekunde ausharren wollen, dann sagt Meade Ihnen gern auf Wiedersehen. Danach hoffe ich, daß Sie noch ein wenig hierbleiben und den Wein genießen werden.«

Alexander trat neben Westin, und sein Lächeln erfrischte die dicke Luft.

»Ich danke Ihnen allen für Ihr Kommen. Denken Sie an mich, wenn es Zeit ist zu wählen. Hören Sie auf Ihr Gewissen, und Gott wird Sie schützen.«

Dann nahm er den Arm seiner Frau. Sie zeigte ihr glänzendes Lächeln, und mit Farrell neben und mir und Cambell hinter sich marschierten sie aus dem Raum zu den wartenden Wagen. Ronni hatte ihren Plastikbecher noch in der Hand. Proviant für die Straße.

Als wir wieder in unserem Hotel in Boston waren, verlangte Fix, daß alle ihr Essen auf den Zimmern einnehmen sollten. Aber Ronni wollte das neue Restaurant ausprobieren, Apley's nannte es sich.

»Francis«, sagte sie, »ich bin es leid, dauernd in diesem oder jenem Raum eingesperrt zu werden. Ich wünsche mir mal etwas Feineres.«

Alexander nickte zu Fix hinüber. »Das wird sicher sehr fein«, sagte er. »Mr. Spenser kann mit uns kommen, wenn Sie sich Sorgen um unsere Sicherheit machen.«

Farrell zuckte mit den Schultern. »Das ist Ihre Sache«, sagte er. »Ich esse diesen französischen Mist nicht.«

Der Mâitre erkannte Alexander und hatte einen Tisch für uns drei, wo wir ungestört waren. Apley's war ein elegantes Restaurant mit Spiegeln an den Wänden. Ziemlich in der Mitte des Raumes saß eine Frau und spielte Harfe. Das Menü war nachdrücklichste Nouvelle cuisine.

Der Ober nahm unsere Getränkebestellung entgegen. Ich nahm ein Bier, Alexander einen Martini, Ronni einen Jack Daniel's on the rocks.

Ronni studierte die Karte und lächelte dann zu mir herüber.

»Sagt es Ihnen nicht zu, hier zu essen, Mr. Spenser?«

»Doch, doch. Ich mag das. Ich esse das französische Zeug massenweise.«

Der Ober brachte die Getränke. Alexander hob sein Martini-Glas und lächelte uns zu.

»Prost«, sagte er. Wir tranken. »Wie gefällt Ihnen so eine Wahlkampagne, Spenser?«

»Philadelphia wäre spannender.«

»Es kann schon etwas ermüdend sein. Ronni und ich haben sich daran gewöhnt. Und ich muß sagen, es gibt einem schon Auftrieb, wenn...« Er machte eine Geste, als würde er einen großen Schneeball machen. »Wenn man unter den Leuten ist. Wenn man wirklich seinen Wählern gegenübersteht.«

»Einschließlich der jungen Frau, die Sie nach Ihrer Einstellung zur öffentlichen Erziehung gefragt hat?«

Alexander lächelte sein strahlendes Lächeln. »Politik bedeutet Kompromisse machen, Mr. Spenser.«

»Sie haben doch gesehen, wie sie angezogen war«, sagte Ronni. Ihr »S« zischte dabei schon ein wenig.

»Es wäre nicht klug gewesen, in dem Moment und an diesem Platz meine Position zu artikulieren. Sie war ganz offensichtlich unfreundlich eingestellt. Die Presse war dabei. Denen wäre doch nichts lieber gewesen, als darüber zu berichten, wie ich in einer Einkaufszone ein Streitgespräch ausgefochten habe.«

Der Ober erschien. »Entschuldigen Sie«, sagte er. »Darf ich Sie darüber informieren, was wir heute abend an Spezialitäten anzubieten haben?«

Alexander nickte.

»Als erstes können Sie mir noch einen Drink bringen«, sagte Ronni.

»Gern, Ma'am.« Der Ober nahm das Glas, dann schaute er Alexander und mich an. Wir schüttelten jeder den Kopf. Der Ober entfernte sich.

»Erzählen Sie uns ein bißchen mehr über sich, Spenser. Wir wissen nur etwas über Ihren enormen Ruf – und daß Sie unverheiratet und Agnostiker sind.«

»Damit wissen Sie alles«, sagte ich.

»Einer von Francis' Informanten meinte auch, Sie wären – wie sagte er noch – ein Ironiker.«

»Das bin ich auch«, sagte ich.

Der Ober kam mit Ronnis Bourbon zurück. Sie trank, während er sich über die Spezialitäten des Hauses ausließ. Er brauchte dazu eine ganze Weile, und ich fragte mich, wie ich das immer tue, wenn mir einer die Menükarte rezitiert, was man unterdessen von mir erwartet. Einfach dasitzen und weise mit dem Kopf nicken? Da käme ich mir vor wie der Gast in einer Talkshow. Aufzustehen und zur Toilette zu eilen, würde wohl als eine Grobheit aufgefaßt. In Chicago habe ich mir mal Notizen zum Vortrag gemacht, und zwar am Rand der Speisekarte. Aber da wurden sie sauer.

Als der Ober durch war, fragte Ronni: »Ist die Ente gut?«

»Das ist sie, Ma'am.«

»Und was ist mit dem Zeug mit den grünen Pfefferkörnern?«

»Das Wildhuhn? Ja, Ma'am, das ist hervorragend.«

»Was von beidem ist Ihrer Meinung nach besser?« fragte sie.

»Beide sind hervorragend, Ma'am.«

Alexander sagte: »Ich hätte gern das Rinderfilet, bitte.«

Der Ober schaute dankbar. Er blickte zu mir herüber. Ich bestellte Ente. Zögernd wandte er sich an Ronni. Sie trank ihren Bourbon aus.

»Ich weiß nicht, was ich nehmen soll«, sagte sie.

Der Ober lächelte.

»Wenn Sie mir erst einmal noch ein kleines Glas Bourbon bringen, danach werde ich mich entscheiden.« Sie lallte schon verdächtig.

»Für Sie auch etwas, meine Herren?«

Ich bestellte noch ein Bier. Alexander schüttelte den Kopf. Der Ober verschwand. Ronni studierte die Karte.

»Ich nehme an, Sie waren auch schon mal bei der Polizei, Mr. Spenser?«

»Ganz richtig.«

»Hat es Ihnen dort nicht gefallen?«

»Ja und nein«, sagte ich. »Wie das bei allen Dingen so ist. Die Arbeit hat schon ihren Sinn, wenigstens meistens. Aber« – ich zuckte mit den Schultern – »man muß zu viele Berichte schreiben. Es gibt zu viele Leute über einem, die nie unten, in den Straßen gearbeitet haben. Und es gibt zuviel Zynismus.«

Alexander hob die Augenbrauen. »Zuviel Zynismus? Ich habe Sie selbst für einen Zyniker gehalten, Mr. Spenser.«

Ich zuckte wieder mit den Schultern.

»Sind Sie keiner?«

»Nicht ganz«, sagte ich.

»An was glauben Sie denn?«

Der Ober kam mit Ronnis Bourbon und meinem Bier zurück.

Alexander sagte zu Ronni: »Warum nimmst du nicht das Wildhuhn mit Pfefferkörnern?«

Ronni nahm einen Schluck Bourbon und nickte.

Alexander wandte sich an den Ober. »Für die Dame Wildhuhn mit grünem Pfeffer.«

»Sehr gut, Sir. Möchten Sie einen Wein dazu bestellen?«

Alexander sagte: »Nein, ich glaube nicht...«

Ronni sagte: »Ach, komm, Meade. Ein Dinner ohne Wein ist wie ein Kuß ohne Knutschen.«

Alexander nickte zum Ober hinüber. Der holte die Weinkarte hervor und reichte sie Alexander. Alexander ging sie durch und bestellte einen guten Pinot Noir aus Kalifornien. Der Ober marschierte los, ihn zu holen.

Ronni fing an, zur Harfe zu summen.

Alexander schaute mich an, trank seinen Martini aus und sagte: »Was sind das also für Dinge, in denen Sie kein Zyniker sind? An was glauben Sie?«

»An die Liebe«, sagte ich. »Ich glaube an die Liebe – Alfie.«

Alexander schaute mich mit ernster Miene an. Ronnis Summen wurden etwas lauter. Die Harfenistin spielte irgend etwas Klassisches, das ich nicht kannte. Offensichtlich kannte

Ronni es auch nicht, aber das nahm ihr keineswegs den Mut. Sie wiegte sich leicht im Takt der Musik, während sie sumnte.

Alexander hielt den Blick auf mich gerichtet. »Das tue ich auch«, sagte er.

Alexander bearbeitete einen Speisesaal im Marriott-Hotel in Springfield. Eine gut gebügelte und ordentlich gekämmte Menge, die sich um Vorspeisen und eine Bar versammelt hatte. Die Hors d'œuvres bestanden aus Mettwurst und Weichkäse, Salami und Käsewürfeln an Spießen, Hühnerleber und Schinken. Man konnte regelrecht hören, wie es in den Arterien stockte und klumpte, als Alexanders Anhänger sich darüber hermachten und das Zeug verschlangen.

Am Ende des Saals standen Meade und Ronni wie hinter einer imaginären Linie und schüttelten Hände, lächelten, verwünschten die Regierung und priesen Gott. Ein junger Mann und eine junge Frau, die eindeutig nach College-Kids aussahen, stellten sich vor ihnen auf und redeten mit Alexander. Der Junge hatte rechts ein blaues Auge. Von dort, wo ich stand, konnte ich nicht verstehen, was sie redeten, aber ich sah, wie Ronni heftig Luft holte und Alexander die Stirn runzelte. Er nickte, hob dann den Kopf und schaute im Saal umher, bis er mich entdeckte. Er winkte mich herbei.

Als ich auf ihn zuschob, hörte ich einen Mann – er war in den Vierzigern und trug buntkarierte Freizeithosen – sagen: »Leuten, die nicht arbeiten wollen, ist eben nicht zu helfen...« Und eine Frau mit mächtiger Turmfrisur und blau gerahmten Augengläsern meinte: »Aus dem Darwinismus läßt sich einfach nicht ableiten, daß...«

Ronni schenkte mir ihr schönstes Lächeln. Meade sagte: »Spenser, diese beiden jungen Leute hier erzählen mir eine ziemlich beunruhigende Geschichte. Vielleicht finden Sie irgendwo eine ruhige Ecke und reden mit ihnen ein paar

Worte.« Er schaute die beiden an. »Das ist Mr. Spenser, unser Sicherheitschef.« Ich bemühte mich, bescheiden dazustehen. »Und dies ist, äh...«

»John«, sagte der Junge. »John Taylor. Das ist meine Verlobte, Melanie Walsh.«

Ich sagte: »Wie geht's?« und zog sie in eine Art Anrichterraum, der zum Speisesaal gehörte und wo Gläser, Porzellan und ähnliches herumstanden. Ich lehnte mich gegen einen Stapel Klappstühle, verschränkte die Arme und fragte: »Also, was ist los?«

Die beiden guckten sich an, dann sagte John: »Wir sind Studenten. Ich habe gerade angefangen, und Melanie ist im zweiten Jahr. Wir verteilten gestern gerade Flugblätter für Mr. Alexander unten im Verwaltungszentrum, als zwei Männer auftauchten und meinten, wir sollten verduften.«

Ich nickte.

»Ich sagte, wir täten schließlich nichts Ungesetzliches, und woher sie das Recht nähmen, von uns zu verlangen, daß wir verduften. Aber sie lachten bloß, und dann schlug einer gegen das Bündel – Melanie hatte so ein Bündel Alexander-Flugblätter in der Hand, und wir verteilten sie rundherum, nicht wahr.«

Ich nickte.

»Also, einer von ihnen schlug Melanie die Flugblätter aus der Hand. Sie fielen auf den Boden, der Wind blies sie überallhin fort, und als ich irgend etwas sagte, ging der andere auf mich los und schlug mich nieder.«

»Johnny sagte zu ihnen, sie sollten mich in Ruhe lassen«, fuhr Melanie fort. »Und sie schlugen ihn, bevor er noch ausgedet hatte, und alle seine Flugblätter flogen auch in der Luft herum.«

»Und sie sagten, wenn sie sich hier wieder sehen ließe, dann könnte sie sich auf einiges gefaßt machen.«

»Haben sie euch gesagt, warum sie das getan haben?« fragte ich.

»Nein.«

»Würdet ihr sie wiedererkennen?«

»Ganz bestimmt. Aber sie haben gesagt, wenn wir uns an die Polizei wendeten, dann würden sie uns schon finden...«

Ich nickte. »Das ist so ihre Masche«, sagte ich.

John meinte: »Ich weiß nicht, Sir.« Sah man von dem blauen Auge ab, sah er aus wie ein Chorknabe.

»Ihr beiden gehört zu den Wiedergeborenen?«

»Ja, Sir. Ich habe mich vor vier Jahren Jesus geöffnet. Und Melanie fand zu ihm vergangenes Jahr.«

»Wie alt waren diese Burschen?«

John schaute Melanie an. Melanie sagte: »Es waren Männer. Erwachsene, wissen Sie. Dreißig, vierzig Jahre alt.«

John sagte: »Sie haben Melanie beschimpft.«

»Auch das gehört dazu«, sagte ich. Melanie machte ein eher versonnenes Gesicht. Wer schaut schon jemandem ins Innere? »Ihr habt das Recht, euer Zeug da unten zu verteilen, ohne daß euch jemand belästigen darf«, sagte ich. »Vielleicht versucht ihr es noch einmal, dann gehe ich mit euch, und wenn die beiden Herren auftauchen, werde ich mich mal mit ihnen unterhalten.«

»Es sind aber zwei«, sagte Melanie.

»Ich weiß. Es wird kein fairer Kampf«, sagte ich. »Aber vielleicht bringen sie ein paar Freunde mit und stellen sich dann.«

Die beiden guckten leicht verwirrt.

»Seht mal«, sagte ich. »Ich kenne mich in diesen Dingen wirklich gut aus. Ich kriege das bestens hin. Wenn ihr wollt, schaukeln wir die Sache. Lassen sie sich dann sehen, kann ich sie sicherlich von der Sündhaftigkeit ihres Tuns überzeugen.«

»Ich vertrage das nicht, wenn sie so was über Melanie sagen«, meinte John. »Aber sie waren zu stark für mich.«

Melanie sagte: »Ich werde hingehen.«

Ich sagte: »Gut«, und dann ging ich, um den Fall mit Cambell und Fraser abzusprechen. Und mit Alexander.

»Ich bin nicht sicher, ob das noch unter Personenschutz fällt, Spenser.«

»Sicherheit läuft nicht ohne Aufklärungsarbeit, Mr. Alexander. Ich meine, es ist nötig, da einmal nachzusehen. Tommy und Dale werden hier aufpassen. Es ist nur ein bißchen die Straße hinauf. In einer Stunde bin ich zurück.«

Cambell ging mit mir bis zum Ausgang. »Sind Sie sicher, daß Sie allein mit zwei Mann fertig werden?«

Ich nickte zur Decke hinauf. »Jemand da oben mag mich«, sagte ich.

»Kein Grund, sich über uns lustig zu machen, Spenser«, sagte Cambell. »Sie reden von einer ernsten Sache.«

»Auch das, was ihr hier macht, ist ernste Arbeit«, sagte ich.

Cambell nickte. »Jesus spielt in unserem Leben eine bedeutende Rolle. Weil Sie das nicht verstehen, müssen Sie es nicht gleich runtermachen.«

Ich nickte. »Ich mache mich immer über alles lustig, Tommy. Auch über mich selbst. Ich hatte nicht vor, jemanden zu kränken.«

Jetzt nickte Cambell wieder. »Wir könnten Dale hierlassen, und ich könnte mit Ihnen ins Behördenviertel runterziehen«, sagte er. »Ich kann es nicht mit ansehen, wenn so ein nettes Paar wie die beiden einfach herumgeschubst werden.«

»Ich auch nicht«, sagte ich. »Nächstes Mal sind Sie dran.« Wir griffen uns ein paar Broschüren, von deren Deckblatt uns Meade und Ronni Alexander entgegenlächelten. Dann verließen wir das Marriott und gingen die Hauptstraße hinauf.

Das Geschäftsviertel von Springfield war dabei, die Spuren schlechterer Zeiten zu tilgen. Das Hotel war Teil eines neuen Komplexes, genannt Bay State West, zu dem Geschäfte und Restaurants gehörten und von dem Fußgängerbrücken über die Hauptstraße zu Steiger's und über die Vernon Street zu den Kaufhäusern Forbes und Wallace führten. Die Hauptstraße hinauf und hinunter waren weitere Gebäude im Bau, doch die anderen Häuser trugen noch die Zeichen von Armut, erinnerten an typische Einkaufsstraßen in den Vorstädten. Viele von ihnen standen leer und warteten auf ihr Schicksal, genauer: auf die Eisenkugel des Abbruchunternehmers.

An der Ecke Court Street blieben wir stehen, den Rathaus-Komplex im Rücken, und schauten auf das Verwaltungszentrum. Man hatte es offenbar in Gußbeton hochgezogen, jedenfalls bot es diesen Anblick aus quadratischen Blöcken, die während der ersten Stadtsanierungswelle groß in Mode gewesen waren. Vorne grenzte es an die Hauptstraße, links von uns an die East Court Street, und eine Treppe führte hinunter zu einer Plattform, von der aus ein überdachter Übergang über die East Court Street zur dritten Ebene eines Parkhauses führte.

»Wir haben die Sachen da drüben in der Nähe der Treppen verteilt«, sagte Melanie.

»Okay«, sagte ich. »Ich gehe hinüber zum Parkhaus. Ihr fangt bei der Treppe an, das Zeug zu verteilen, und wenn die Burschen sich sehen lassen, dann zieht ihr euch über die Treppe zurück ins Parkhaus. Ich beziehe dort Posten. Keine Sorge. Ich habe euch die ganze Zeit im Auge.«

Die beiden nickten. John schluckte ein wenig. Er war bedrückter als Melanie. Für ihn stand schließlich etwas von seiner Männlichkeit auf dem Spiel. Jedenfalls dachte er das.

»Tut nichts Unüberlegtes«, sagte ich zu John gewandt. »Ich weiß, du bist sauer, und ich weiß, daß du dich bloßgestellt

fühlst, weil sie dich und Melanie so herumgestoßen haben. Aber du bist kein Riese, genausowenig wie ich.«

»Gestern waren es zwei gegen einen«, sagte er. »Heute stehen wir gleich.«

Er machte dazu ein sehr ernstes Gesicht. Er hatte einen kurzen Haarschnitt mit Linksscheitel. Er trug ein rotkariertes Hemd mit Knopfkragen, eine billige Baumwollhose, rostfarbene Bootsschuhe mit Kreppsohlen und einen gelbbraunen Parka mit dunkelgrünem Futter. Er wog wohl um die 155 Pfund. Wahrscheinlich studierte er irgendwas, das mit Rechnungswesen zu tun hatte.

»He«, sagte ich. »Was studierst du im Hauptfach?«

Er guckte mich überrascht an. »Finanzwissenschaft«, sagte er.

Ziemlich nah dran.

Melanie hatte einen schwarzen Trägerrock und einen beige Pullover, darüber einen langen Kamelhaarmantel und schwarze Stiefel. Sie guckte John an und sagte: »Mach keine Dummheiten, Johnny. Ich möchte nicht, daß du etwas abkriegst.«

»Du kannst es doch nicht einfach über dich ergehen lassen«, sagte er.

»Das werden wir auch nicht«, sagte ich. »Auf geht's!«

Sie gingen zur Treppe. Ich schlenderte zum Parkhaus hinüber. Ich würde schnell reagieren müssen, wenn es soweit war, damit mir John nicht mit seinem Männlichkeitsbeweis zuvorkam und auch noch die andere Backe hinhielt.

Hast du ein Verwaltungszentrum gesehen, dann hast du alle gesehen. Aber das Wetter war für einen Novembertag hervorragend. Sonnig, windstill, an die zwanzig Grad warm – genau der richtige Tag für eine Rauferei. Ich hatte eine graue Tweedjacke an, dazu eine schwarze Strickkrawatte und anthrazitfarbene Hosen, und außerdem trug ich eine Smith &

Wesson .38 Chief Special mit einer Zwei-Inch-Trommel. Mein Aufzug war durchaus konservativ, aber wenn du eine Jacke Größe 48 trägst, dann ist die Auswahl begrenzt. Vor allem, wenn du darauf bestehst, daß die Sachen aus Naturfaser sind, die Wolle von Schafen und das Leder von Tieren.

Es dauerte zwanzig Minuten, bis die beiden Schläger auftauchten. Ich erkannte sie schon, bevor die beiden Studenten plötzlich erstarrten, zu mir herüberschauten und sich dann schnell wieder umdrehten. Beide Kerle hatten Übergewicht, wenn sie auch noch nicht direkt fett waren, und ich wußte, wenn der Kampf länger als fünf Minuten dauerte, dann hatte ich sie. Mit wiegendem Gang gingen sie auf die Studenten zu, und man sah ihnen an, wie sie sich auf die willkommene Abwechslung freuten. Einer von ihnen trug eine Seemannsmütze und ein kariertes Flanellhemd, die Ärmel bis zu den Ellbogen aufgerollt. Auf beiden Unterarmen hatte er eine nackte Frau eintätowiert.

Er sagte zu den beiden: »Ihr habt wohl gestern nichts gelernt, he?«

Sein Partner war ein wenig größer und nicht ganz so übergewichtig. Er hatte schulterlanges Haar, in dem sich schon graue Streifen zeigten.

Melanie fing an, sich zurückzuziehen, die Treppen hinunter und Richtung Übergang. John mußte ihr folgen und hielt sich dabei zwischen den beiden Schlägern und Melanie.

»Gute Idee«, sagte der Grauhaarige. »Wir werden uns im Parkhaus unterhalten.«

Der Übergang hatte ein durchsichtiges gelbes Plastikdach und sie sahen alle etwas gelb aus.

Auf Parkebene drei befand sich niemand außer mir, als sie herüberkamen. Die Ebenen waren mit verschiedenen Farben markiert. Meine war grün. Als die vier in dem kleinen Vorraum ankamen, bevor es auf die Parkfläche ging, erwartete

ich sie, an die gegenüberliegende Wand gelehnt, gleich neben den Aufzügen, die Arme verschränkt.

»Hallo«, begrüßte ich sie.

Der Tätowierte sagte: »Wer, zum Teufel, sind Sie?«

Ich sagte: »Ich bin vom Büro für die Pflege sauberer Redensarten. Laßt uns mal hier um die Ecke gehen, dann will ich Ihnen erklären, warum ein gebildeter Mensch nicht flucht.«

Der Tätowierte kriegte ein paar Stirnfalten. Er war mit seinem grauhaarigen Kompagnon hierhergekommen, um so ein College-Pärchen ein wenig durchzuschütteln, und nun war die Situation schon ungemütlicher. Vielleicht hatte er längere Zeit keinen Typ Größe 48 durchgeschüttelt. Jetzt war sein Partner dran.

»Sind Sie ein Cop?«

Ich wandte mich zu den jungen Leuten, und wir bewegten uns auf die Parkfläche zu und redeten miteinander. Die beiden Schläger folgten uns unbewußt. Ich sah zwar nicht wie ein College-Boy aus, aber sie waren immerhin zu zweit. Und man hielt sie für harte Burschen. Auch würde es ihnen schwerfallen, irgend jemandem plausibel zu machen, wieso sie sich von einem einzigen Kerl verscheuchen ließen. Also marschierten sie mit uns ins Parkhaus.

»Ein Cop?« fragte ich. »Nein, nein. Sie mißverstehen mich. Ich gehöre zu Alexanders Wahlkampftruppe.«

Wir waren nun ganz im Parkhaus und befanden uns zwischen zwei Reihen parkender Autos. Niemand sonst war zu sehen.

Der mit den grauen Haaren fing wieder an. »Alexanders Wahlkampftruppe, he? Na gut, Sie haben wohl gehört, was wir diesen beiden Mißgeburten da erzählt haben. Dasselbe gilt für Sie.«

»Sie rühren auch bei diesem heiligen Käse mit?« fragte der Tätowierte.

»Nein«, sagte ich. »Ich bin Experte für die Durchsetzung von Politik.«

»Was soll denn zum Teufel das bedeuten?« fragte der Grauhaarige.

Ich schenkte ihm ein sanftes Lächeln. »Das ist so: Es gehört zur Politik unserer Wahlkampagne, daß deren Mitarbeiter nicht belästigt werden dürfen, klar?« Ich schob einen Fuß etwas vor, um festeren Halt zu haben.

»Ach so.« Der Tätowierte war wieder dran. »Und was passiert, wenn's doch passiert?«

Ich versetzte ihm einen linken Haken. Vielleicht den besten linken Haken, der je in Springfield ausgeteilt wurde. Jedenfalls knallte der Kerl gegen einen braunen Buick Electra und rutschte mit weichen Knien an ihm hinunter.

»Durchsetzung«, sagte ich. Und trat dem Grauhaarigen in die Leisten. Er krümmte sich und fiel um. Der Blick des Tätowierten wurde wieder etwas klarer, und er stieß sich von dem Buick ab und machte einen Ausfall gegen mich. Nicht schlecht. Aber er landete direkt in einer linken Geraden, die ihn stoppte. Ich wich ein bißchen nach rechts aus, hatte nun seine linke Schulter vor mir und schoß über sie eine Rechte ab, die ihn erledigte. Der Tätowierte landete auf dem Betonboden und blieb dort.

John war gerade dabei, Kampfhaltung anzunehmen, als der Tätowierte zu Boden ging. Ich lächelte ihn an.

»Das ist die Macht der sanften Vernunft«, sagte ich.

Alexander und ich saßen allein an einem kleinen Tisch in der Ecke des Hauptspeisesaals eines deutschen Restaurants namens *The Student Prince and The Fort*. Es lag an der Fort Street, was vielleicht einen Einfluß auf die Namensgebung gehabt hatte. Was der Rest bedeutete, blieb mir ein Rätsel. Aber das Essen war gut, es gab deutsches Bier, und mir ging es nicht schlecht.

Alexander bestellte Sauerbraten. Ich nahm Wiener Schnitzel. Das Restaurant war eine einzige Ansammlung von Bierkrügen und anderen deutschen Kunsterzeugnissen. Susan und ich hatten dort schon öfters gegessen, wenn sie geschäftlich in Springfield zu tun hatte und ich gerade auch dort war. Das Essen war immer gut.

Die Kellnerin brachte uns Bier vom Faß. Alexander schaute in seinen Krug, als suchte er dort eine Botschaft.

»Wollen Sie es in Wein verwandeln?« fragte ich.

Alexander lächelte gequält. »Ich glaube, das war Wasser. Ich weiß, daß Sie das nicht böse meinen, aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, dann möchte ich keine Witze über Jesus mehr hören.«

*Wir sind indigniert.*

Ich trank einen Schluck Bier. Alexander widmete sich wieder dem Studium des seinen.

»Sie werden sich vielleicht fragen, warum ich mit Ihnen allein essen wollte«, sagte er.

Ich nickte.

»Also, erst mal wüßte ich gern, was Sie über die beiden Männer herausbekommen haben, die meine jungen Mitarbeiter belästigt haben.«

»Ich habe herausbekommen, daß sie mit den beiden an ihrer Grenze angekommen waren«, sagte ich. »Mit mir dazu waren sie überfordert.«

»Ich hörte, daß Sie einen Kampf hatten.«

»Kampf ist ein zu starkes Wort. Ich habe sie nur angeblasen, und sie fielen um.«

»Wenn schon«, sagte Alexander. »Ich hätte eine andere Methode vorgezogen.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich war sauer, wie sie mit den beiden umgegangen sind.«

Alexander nickte. »Haben Sie herausbekommen, warum sie das getan haben?«

»Sie erzählten mir, sie hätten von einem ihnen unbekanntem Mann hundert Dollar dafür gekriegt, daß sie die beiden belästigten. Und er hätte ihnen noch mehr in Aussicht gestellt, wenn sie bewiesen, daß sie damit fertig würden.«

»Ein fremder Mann hat sie einfach so auf der Straße angesprochen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht direkt. Ich habe die Cops aus Springfield angerufen. Diese Burschen haben einen gewissen Ruf, wenn es um Kontakte zu, wie sagt man, nicht ganz legalen Kreisen geht. Wenn also jemand aus Boston oder Worcester oder Hartford herkommt und einen billigen Schläger sucht, dann dauert es nicht lange, bis diese Burschen davon Wind bekommen.«

»Wollen die beiden jungen Leute Anzeige erstatten?«

»Sie sagten ja.«

»Und was passiert, wenn diese beiden Männer sie bedrohen oder verletzen, damit sie die Anzeige zurücknehmen?«

»Nein«, sagte ich. »Das werden sie nicht. Ich habe ihnen gesagt, sie sollen es nicht tun.«

Alexander schaute von seinem Bier hoch, von dem er noch immer nicht getrunken hatte. Er musterte mich eine Zeitlang. »Und die Kerle fürchten Sie?«

»Hmm.«

»Naja, körperlich sind Sie schon eindrucksvoll, aber irgendwie muß noch eine Roheit in Ihnen stecken, die nicht normal ist.«

»Hmm.«

Unsere Kellnerin kam vorbei, blieb stehen und sah meine sehnsuchtsvollen Augen und mein leeres Glas.

»Möchten Sie noch ein Bier, Sir?« fragte sie.

Ich nickte, und sie trug meinen Krug weg und brachte ihn sehr schnell gefüllt wieder. Alexander hatte seinen noch immer nicht berührt. Was sollte man von so einem Mann schon halten?

Er schaute mich weiter an. Vielleicht suchte er nach meiner verborgenen Roheit. »Gibt es keine Möglichkeit, zurückzuverfolgen, wer die Kerle angeheuert hat?«

»Möglich ist das schon.« Ich schwieg und probierte mein zweites Bier. Es war um keinen Deut schlechter als das erste. »Man könnte der Sache nachgehen; man könnte mehr Druck auf die beiden Schläger ausüben. Mag sein, daß sie sich dann besser erinnern. Mag sein, auch nicht.«

Alexander faltete die Hände und drückte seine Lippen gegen die Daumengelenke.

»Was ich Ihnen jetzt sage, Spenser, ist absolut privat. Sie dürfen es niemandem erzählen, niemandem.«

Ich wartete.

Er schaute wieder in sein Bier.

»Ich muß mich jemandem anvertrauen. Ich brauche Hilfe. Ich muß Ihnen trauen können.«

Ich wartete weiter. Er schaute wieder mich an. Bohrend.  
»Kann ich Ihnen trauen?«

»Sicher«, sagte ich. »Aber das Vorspiel fängt an, ermüdend zu werden.«

Er hielt seinen bohrenden Blick auf mich gerichtet. Er mußte Stunden geübt haben, ihn richtig hinzukriegen. Wie einer, der ohne einen Pfennig in der eigenen Tasche den Leuten Tips zur Kapitalanlage gibt. Dann preßte er die Mundwinkel zusammen, lockerte sie wieder und sagte: »Ja. Ich werde Ihnen trauen. Ich muß.«

Er erwartete, daß ich Erleichterung zeigte.

Dann sagte er: »Ich werde erpreßt. Jetzt verstehen Sie, warum ich mich frage, wer diese Gangster geschickt hat. Ich weiß nicht, wer mich erpreßt, aber sie wollen mich aus dem Rennen werfen und unterstützen meinen Gegenkandidaten für den Senat.«

»Browne«, sagte ich.

»Ja.«

»Sie glauben, er ist persönlich in die Sache verwickelt?«

»Ich weiß nicht«, sagte Alexander. »Offensichtlich ist aber er es, der profitiert, wenn ich tue, was man von mir verlangt.«

Ich nickte.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagte Alexander.

Ich nickte wieder.

»Haben Sie irgendeine Meinung dazu?« fragte Alexander.

»Noch nicht«, sagte ich.

Wir saßen da und sahen uns an. Unsere Kellnerin kam mit dem Essen. Wir schwiegen, während sie uns servierte, mein Glas nahm, ging und es voll wieder zurückbrachte und fragte, ob wir noch irgend etwas brauchten.

Alexander sagte: »Nein, danke.« Die Kellnerin verschwand. Ich schnitt mir ein Stück vom Wiener Schnitzel ab. »Hm, hm«, sagte ich. Ich spülte es mit einem Schluck Bier hinunter. Es

gab Pommes frites und Apfelmus dazu und Schwarzbrot in einem Korb. Ich dachte über die richtige Reihenfolge nach. Vielleicht nach dem Rotationsprinzip, ein Stück Schnitzel, eine Gabel Pommes frites, ein bißchen Apfelmus, etwas Brot, einen Schluck Bier. Dann das Ganze von vorn. Ja. Das war die beste Methode, aber allzu streng muß man sich nicht daran halten. Ich steckte das nächste Stück Schnitzel in den Mund. Trank dazu einen Schluck Bier. Alexander sah mich noch immer an. Er trank nichts von seinem Bier, aß auch seinen Sauerbraten nicht. Der Mann war selber sauer.

»Ich muß es Ihnen wohl erzählen, ja?«

»Wenn ich Ihnen helfen soll, sollten Sie es vielleicht tun«, sagte ich.

Er schaute hinunter, holte tief Luft, schloß den Mund und hielt die Luft an, und dann atmete er durch die Nase wieder aus. Er legte beide Hände, die Handteller nach unten, auf den Tisch und pochte einmal mit den gespreizten Fingern auf die Platte. Dann schaute er wieder zu mir hoch.

»Es handelt sich um Mrs. Alexander.«

Ich nickte.

»Ich fürchte, sie war etwas unbedacht.«

Ich nickte wieder.

»Sie hat... sie haben...« Seine Stimme fing an zu stocken, und Tränen traten in seine Augen. Er senkte wieder den Blick und atmete ein paarmal durch, wobei er die Luft scharf ausstieß wie ein Sprinter beim Spurt. Dann schaute er wieder hoch mit seinen nassen Augen und sagte ganz fest: »Es gibt da Fotos.«

»Ach du Scheiße«, sagte ich. »Verzeihung.«

Er begann leicht in seinem Stuhl zu wippen, die Hände immer noch auf der Tischplatte. »Videoband«, sagte er. Er würgte wieder. »In Farbe.« Er stand plötzlich auf und verließ

den Tisch in Richtung Herrentoilette. Ich saß da und starrte auf das Essen. Jetzt hatte ich auch keine Lust mehr, weiterzuessen.

Die Kellnerin kam heran und fragte: »Ist irgendwas nicht in Ordnung, Sir?«

»Nicht mit dem Essen«, sagte ich, »aber mein Freund fühlt sich nicht wohl. Am besten bringen Sie uns die Rechnung.«

»Ja, Sir«, sagte sie. »Es tut mir sehr leid.«

Sie war schnell da mit der Rechnung. Ich zahlte. Sie ging und brachte das Wechselgeld. Ich gab ihr ein Trinkgeld.

»Danke, Sir«, sagte sie. »Ich hoffe, Ihr Freund fühlt sich bald besser.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Die Wege des Herrn«, sagte ich, »sind oft im dunkeln, aber niemals bequem.«

Sie runzelte ein wenig die Stirn, steckte ihr Trinkgeld ein und ging.

Als Alexander aus der Herrentoilette zurückkam, war er sehr blaß, aber seine Augen waren im Augenblick trocken, und er schien sich wieder unter Kontrolle zu haben. Ich sagte: »Lassen Sie uns ein paar Schritte gehen.« Er nickte. Wir gingen die Fort Street hinunter. Es war jetzt dunkel und regnerisch, aber nicht sehr kalt. Ich hatte meinen Ledertrenchcoat an, und Alexander trug einen Regenmantel aus Popeline. Es regnete nur leicht, so daß es uns nichts ausmachte. Unter anderen Umständen wäre es regelrecht angenehm gewesen, in diesem Regen spazierenzugehen. Romantisch. Im unteren Teil der Hauptstraße gab es eine Abbruch- und eine Baustelle neben der anderen. Die verlassenen Gerüste schimmerten im Regen. Es waren nicht viele Leute unterwegs. Wir wandten uns von der Hauptstraße zum Verwaltungszentrum. Alexander hatte seine Hände in die Taschen geschoben, den Kopf gebeugt, die Augen auf den Gehsteig gerichtet. Er trug einen karierten Hut wie Bear Bryant.

Ich sagte: »Das ist übel. Ich verstehe das. Aber ich weiß noch nicht genug. Wenn ich Ihnen dabei helfen soll, müssen wir darüber reden.«

Alexander sagte: »Ich weiß.«

Wir kamen an der Bay State West vorbei. In der Straße waren eine Menge Leute beim Einkaufen. Einkaufen als Erholung.

Ich sagte: »Ich kann das für Sie in Ordnung bringen. Nicht alles. Nicht, wie Sie selbst damit fertig werden, aber den anderen Teil. Ich kann mich um die Erpressung kümmern.«

Alexander nickte. Wir gingen an Johnson's vorbei. Dunkelgrüne Fassade mit dem Namen in goldenen Lettern. Ein städtischer Autobus hielt an, ein paar Leute stiegen aus und gingen Richtung Geschäftsviertel.

»Es wurde mir per Post ins Haus geschickt«, sagte Alexander. »In Fitchburg. Ein Videoband, VHS-System. Ohne Absender, Bostoner Poststempel.« Wir wandten uns zum Court Square und gingen an der Stadthalle mit ihrem Turm vorbei. Mitten auf dem Platz war eine kleine Grünanlage. Es war ruhig. Er hatte zu reden angefangen, und ich wußte, er würde zu Ende reden.

»Ich habe einen Recorder für das System. Als Ronni einen Abend aus war, habe ich das Band abgespielt.«

Wir gingen nach links zum Ende des Platzes, wo es keinen Ausgang gab. Dahinter lief die Schnellstraße. Neben der floß der Fluß, dessen Dunst sich mit der Regennacht mischte.

»Der Film zeigt Ronni und einen jungen Mann beim Geschlechtsverkehr, offenbar in einem Apartment. Zweifellos wußte sie nicht, daß gefilmt wurde.«

Am offenen Ende des Court Square sah man jenseits der Hauptstraße das Verwaltungszentrum, glänzend und leuchtend. Seine Lichter glitzerten in den nassen Wänden. Die richtige Art von Regen läßt alles schöner erscheinen. Sogar die vielfarbige Parkgarage sah im sanften Herbstregen attraktiv aus.

»Es gibt aber auch keinen Zweifel, daß es Ronni war. Eine Verwechslung ist nicht möglich. Den jungen Mann habe ich nicht erkannt.«

Wir wandten uns wieder nach rechts in die Hauptstraße und gingen weiter, weg vom Hotel. Ich trug keinen Hut. Meine Haare waren naß.

Auf dem Pflaster spiegelten sich die Lichter des Verkehrs. »Haben Sie mit ihr darüber gesprochen«, wollte ich wissen.

»Nein, sie weiß nichts davon. Sie soll es auch nicht erfahren. Niemals. Es würde ihr das Herz brechen, wenn sie es erführe.«

»Ich kann da nicht allzu feinfühlig sein«, sagte ich. »Die ganze Sache ist sehr heikel. Wir können da nicht herumschleichen. Ich muß Fragen stellen.«

»Ja«, sagte er. »Legen Sie los.«

»Sie sind überzeugt, daß es sich nicht um einen Pornofilm handelt, in dem jemand für sie posiert hat?«

»Ich bin sicher, daß da nicht gespielt wurde.«

»Die Leute rennen nicht überall mit Videokameras herum«, sagte ich. »Irgendwer hat das inszeniert.«

Alexander nickte.

»Der Raum mußte genügend ausgeleuchtet sein«, sagte ich.

»Es war größtenteils Tageslicht«, sagte Alexander. »Eine ganze Wand des Raumes war verglast, und es war heller Tag. Die Vorhänge waren offen.«

»Können Sie... hat sie... gibt es eine Möglichkeit, das Ganze etwas einzuengen?« fragte ich.

Alexander sagte: »Ich verstehe nicht.«

Ich holte tief Luft. »Könnten wir versuchen, ihren Partner aufzuspüren, oder kann es irgendwer gewesen sein?«

Alexander blieb stehen, schloß die Augen und drehte den Kopf von mir weg und nach unten, fast so, wie ein Hund, wenn er sich duckt. Er versuchte, etwas zu sagen, konnte es aber nicht. Er versuchte es noch einmal, aber es gelang noch immer nicht. Seine Hände steckten tief in den Manteltaschen, die Schultern hatte er hochgezogen, und er wankte ein wenig, als wenn ihn ein sanfter Wind schaukelte.

Schließlich sagte er: »Ich weiß nicht.« Das war kaum mehr eine menschliche Stimme.

»Könnten Sie sie fragen?«

Er schüttelte den Kopf. Der Wind frischte ein wenig auf, und der Regen schlug jetzt ein wenig schräg in unsere Gesichter.

Ich drehte meinen Rücken in den Wind. Alexander stand noch schwankend da, das Gesicht zum Boden gerichtet, er spürte den Regen gar nicht.

»Wenn es soweit kommt«, fragte ich, »würden Sie aus dem Wahlkampf aussteigen?«

Ohne aufzuschauen, nickte er wieder.

»Und Sie werden ihr nie sagen, warum?«

Nicken.

»Und werden Browne unterstützen?«

Nicken.

»Ich habe gehört, Browne habe mit der Unterwelt zu tun.«

Nicken.

»Und Sie würden ihn unterstützen?«

Alexanders Schultern fingen an, sich zu schütteln. Er hob sein Gesicht. Tränen rannen aus seinen zusammengekniffenen Augen und liefen sein Gesicht hinunter.

»Ja«, sagte er. Seine Stimme zitterte, aber ich hörte eine Energie aus ihr, die ich bisher nicht gekannt hatte. Er streckte sich etwas und hörte auf zu schwanken. Der Regen wurde stärker und auch der Wind. Das war kein Regen mehr, in dem sich angenehm spazieren ließ. Auch unter anderen Umständen nicht. Es war kälter geworden, so, als hätte sich der November seiner selbst besonnen. Wir waren allein auf der Straße, durch die der Wind den Regen trieb.

*Blow, Winds, and crack your cheeks!*

»Ich würde den Satan unterstützen, um sie zu schonen«, sagte Alexander.

Ich nickte. »Ich auch«, sagte ich.

Es war fast Mitternacht, als wir das Marriott wieder erreichten. Tropfnaß marschierten wir hinein und hinterließen ein paar kleine Pfützen im Fahrstuhl. Vor der Tür zu seiner Suite hielt Alexander und schaute mich an. Seine Augen waren ein wenig gerötet, aber sonst hatte er sich wieder gefangen.

»Während der Ferien sind wir wieder in Washington. Über Weihnachten wird der Wahlkampf ausgesetzt«, sagte Alexander.

Ich nickte.

»Ich möchte, daß sie davon verschont wird«, sagte er. »Merken Sie sich, daß das Vorrang hat. Es ist die einzige absolute Vorschrift, die ich Ihnen mache. Sie muß davon verschont werden.«

Ich nickte.

Alexander zog die Rechte aus der Tasche. Ich nahm sie. Wir schüttelten uns die Hände. Danach blieb Alexander noch eine Minute lang stehen und hielt meine Hand fest. Er wollte sprechen, stockte, begann wieder, und dann schüttelte er den Kopf und ließ meine Hand los. Ich nickte.

»Ich muß Ihnen vertrauen«, sagte er. »Mir bleibt keine andere Hoffnung.«

Dann betrat er seine Suite, und ich ging eine Tür weiter zu dem Zimmer, das sich Cambell und Fraser teilten. Als Fraser öffnete, sagte ich zu ihm: »Alexander ist zurück. Ich gehe zu Bett.«

Fraser nickte, schloß die Tür, und ich ging in mein Zimmer auf der anderen Seite von Alexanders Suite.

Am Morgen sagte Alexander zu Cambell und Fraser, daß ich für ihn einen Spezialauftrag übernommen hätte und nun die volle Verantwortung für die Sicherheit wieder bei ihnen läge. Ich mietete mir einen Wagen und fuhr die neunzig Meilen zurück nach Boston, direkt zum Morrisey Boulevard. Es war zwanzig Minuten vor elf, als ich den Wagen auf den Gästeparkplatz vor dem *Globe* lenkte. Es war zehn vor elf, als ich auf dem ungemütlichen Stuhl neben Wayne Cosgroves Schreibtisch in der Redaktion saß.

»Dieser Job ist eine gesellschaftliche Verpflichtung«, hörte ich Cosgrove ins Telefon sagen, »oder sind Sie ein Spitzel für den *Columbia Journalism Review*?«

»Nein«, sagte ich dazwischen, »ich bin gekommen, um eine Beschwerde gegen diese Weiße-Kragen-Liberalität des *Globe* abzulassen, und sie haben mich zu Ihnen geschickt.«

Cosgrove nickte. »Ja«, sagte er, »mit solchen Beschwerden habe ich zu tun.«

»Gut, und was haben Sie dazu zu sagen.«

»Leck mich.«

»Na so was«, sagte ich, »Sie müssen hauptberuflich mit unserer schönen Sprache zu tun haben.«

Er grinste. »Damit wäre das Vorgeplänkel erledigt, Sie sollten mir jetzt sagen, was Sie zu mir führt.«

»Ich möchte alles, was Sie über Robert Browne haben.«

Cosgrove war groß und schlank mit lockigem Haar, Brille und einem blonden Bart. Er trug einen dreiteiligen Anzug aus dunkelbraunem Tweed, ein dunkelgrünes Hemd und eine schwarze Strickkrawatte. Die Weste trug er offen, und das grüne Hemd hing lose über seiner Gürtelschnalle.

»Den Kongreßmann?«

»Ja.«

»Warum?«

»Das geht Sie nichts an.«

»O Herr, wie kann ich widerstehen?« sagte Cosgrove. »Sie entwickeln einen solchen Charme, wenn Sie etwas brauchen.«

»Können Sie es für mich ausgraben? Die haben das ja per Computer gespeichert. Wie lange werden Sie brauchen?«

»Ja, sicher, ich kann es besorgen. Aber als einer, der im Nachrichtengeschäft tätig ist, frage ich mich denn doch, ob da nicht auch ein paar Informationen über einen Burschen wie Sie fällig sind, der alles über einen Kongreßabgeordneten der Vereinigten Staaten wissen will.«

»Über einen Senatsaspiranten«, sagte ich.

»Senatsaspiranten? Jesus, Maria. Wollen Sie einen Job auf der Kommentarseite?«

»Ich muß alles über Browne wissen, was es gibt«, sagte ich.

»Und ich möchte Ihnen nicht erzählen, warum. Vielleicht erzähle ich es Ihnen nie, und es wäre mir recht, wenn niemand erführe, daß ich daran interessiert war.«

»Also, das klingt ja ganz mächtig nach einem guten Geschäft für mich«, sagte Cosgrove. »Wir treffen uns heute abend irgendwo, sagen wir gegen halb sieben, und ich bringe mit, was ich gefunden habe.«

»In der Bar vom Ritz«, sagte ich. »Ich zahle.«

»Das sollten Sie«, sagte er. Das Telefon klingelte, und Cosgrove hob ab. Ich stand auf, winkte ihm auf Wiedersehen und ging hinaus.

Ich fuhr meinen Mietwagen in die Garage und marschierte in mein Büro. Es regnete noch immer ohne Unterbrechung. Es war jetzt kalt und gar nicht mehr gemütlich. Im Büro hing ein Geruch von Leere, und ich öffnete beide Fenster, während ich mit der anderen Hand die Post durchblätterte. Gegenüber war meine Werbefrau bei der Arbeit, und ich schickte ihr einen Kuß durchs Fenster. Sie lächelte und winkte. Die Post war es nicht wert, geöffnet zu werden. Ich warf alles in den Papierkorb. Vielleicht sollte ich sehen, daß ich eine Adresse

bekam, die nicht öffentlich registriert wurde? Aber wenn ja, und niemand kümmerte sich darum? Ich rief den Auftragsdienst an. Er hatte nichts auszurichten. Ich setzte mich in meinen Drehstuhl, zog meine Flasche irischen Whiskey heraus und genehmigte mir einen Schluck. Durch das Fenster hinter mir blies mir die naßkalte Luft ins Genick. Ich überlegte, wie es mit einem Imbiß wäre. Ich schaute auf meine Uhr. Fünf vor halb eins. Ich nahm noch einen Schluck aus der Flasche. Ich warf einen Blick auf Susans Bild auf dem Schreibtisch. Sogar noch durch den Filter einer Kamera konnte ich ihre Kraft spüren. Wo immer sie war, verschmolzen die Dinge um sie herum. Ich prostete ihr mit der Flasche zu, trank den nächsten Schluck und schaute wieder auf meine Uhr. Fast halb eins. Ich schraubte die Flasche wieder zu und stellte sie weg. Essenszeit.

Ich ging hinunter in ein mexikanisches Lokal an der Newbury Street. Es hieß Acapulco. Ich nahm Enchiladas und trank dazu drei Flaschen Carta Bianca. Dann marschierte ich zu meiner Wohnung an der Marlborough Street, schloß auf und lüftete. Ich fand einen Brief von Paul Giacomin. Am College lief alles bestens. Er wollte das Erntedankfest mit mir feiern und würde dazu vielleicht eine Freundin mitbringen.

Zuerst der Whiskey, dann die Enchiladas, und dazu noch Bier, das garantierte einen eher müden Nachmittag. So lag ich denn um Viertel nach eins auf meinem Bett und las *Legends of the Fall*. Nach einer Viertelstunde gönnte ich meinen Augen einen Moment Ruhe, und um zwanzig nach drei wachte ich wieder auf, das Buch noch aufgeklappt auf meiner Brust und mit einem pelzigen Geschmack im Mund. Ich stand auf, duschte mich, zog Trainingshosen und eine wasserdichte Jacke an und lief eine Stunde lang die Charles Street hinunter, bis mein Kreislauf wieder in Schwung und der Nachmittagsschlaf abgebußt waren. Dann ging ich noch in den Harbor Health

Club und tat etwas für meine Fitness, bis ich sicher war, nun alles wiedergutmacht zu haben, und es ohnehin Zeit wurde, mich mit Wayne Cosgrove zu treffen.

Nach einem weiteren Duschbad nebst Rasur erschien ich, angenehm erschöpft, um zwanzig nach sechs in der Ritz-Bar. Ich hatte mich für das Ritz stark gemacht, weil es noch zu den wenigen Plätzen in der Stadt gehört, wo Krawattenzwang herrscht und Jeans nicht zugelassen sind. Ich hatte meine brandneue Kordjacke mit Lederknöpfen an, dazu ein Reiterhemd mit dunkelblauer Strickkrawatte, die auf das blaue Muster im Hemd abgestimmt war. Ich zog meinen Ledermantel aus, als ich die Halle des Ritz betrat, und warf einen prüfenden Blick in den Spiegel in der Nähe der Bar. Mit meiner grauen Hose und den schwarzen Schuhen kam ich mir wie auf einer Modenschau vor. Mein Revolver steckte unsichtbar hinter der rechten Hüfte. Ich hatte auch schon mal darüber nachgedacht, mir ein Holster zuzulegen, aber das würde meiner Ansicht nach meine Glaubwürdigkeit mindern.

Die Bar war nur schwach besucht. Ich wählte einen Tisch am Fenster, durch das die Leute von der Arlington Street hereinschauen und sich vorstellen konnten, daß ich hier saß und große Geschäfte abschloß. Cosgrove war noch nicht da. Beim Ober bestellte ich ein Rolling Rock Extra Pale, das es in diesen Flaschen mit den langen Hälsen gibt. Aber sie hatten keins. So mußte ich mich für Budweiser entscheiden. Sogar die Bar im Ritz hält ab und zu Enttäuschungen bereit.

Ich hatte die erste Schale Erdnüsse schon auf und dazu drei Flaschen Budweiser, als Cosgrove auftauchte. Er hatte dieselben Sachen an wie in der Frühe, nur dazu noch einen langen karierten Wollschal. Unter dem Arm trug er einen großen, dick gefüllten Umschlag.

»Tut mir leid, daß ich zu spät komme«, sagte er. »Wenn man sich im Ritz trifft, muß man natürlich vorher nach Hause und sich die Zähne putzen.«

»Macht nichts«, sagte ich. »Das hat sich nur auf meinen Erdnußkonsum ausgewirkt.«

Cosgrove setzte sich und reichte mir den dicken Umschlag. Der Ober erschien. Cosgrove sagte: »Martini, nur umgerührt, nicht geschüttelt, Zitronenscheibe.«

»Keine Olive?« fragte ich.

»Nur ein verdammter Hornochse tut sich eine Olive in den Martini«, sagte Cosgrove. »Oliven kommen aus der Salzlake, und das ruiniert den Geschmack.«

»Ich glaubte, das hätte schon die Mischung aus Gin und Wermut besorgt.«

Cosgrove zuckte mit den Schultern. »Keinen Streit über Geschmack«, sagte er.

»Nicht mit Ihnen«, sagte ich. »Wozu der Schal?«

»Zum Strangulieren«, sagte Cosgrove. »Sie arbeiten noch für Meade Alexander?«

»Sie sind fleißig gewesen«, sagte ich.

»Noch dabei?«

»Ja.«

»Deswegen brauchen Sie das Zeug über Browne?«

»Kein Kommentar.«

Der Ober brachte Cosgroves Getränk und eine neue Schüssel Erdnüsse. Er schaute mich an. Ich schüttelte den Kopf. Meine Abbüßerei hatte gerade für eine halbe Stunde gereicht.

Als der Ober gegangen war, nahm Cosgrove einen Schluck von seinem Martini, zeigte sich zufrieden, stellte das Glas nieder und sagte: »Keinen verdammten Kommentar? Sie arbeiten seit einer Woche für einen Politiker und kommen mir mit dem verdammten ›Kein Kommentar?‹«

»Sie haben recht«, sagte ich. »Das ist unangenehm. Noch eine Frage?«

»Sie forschen Browne im Auftrag von Alexander aus?«

»Ich bin nicht bereit, auf die Frage zu antworten«, sagte ich, »und wenn Sie mich das noch einmal fragen, werde ich Ihnen Ihre Zähne verbiegen.«

Cosgrove nickte. »Schon besser«, sagte er. Er trank wieder von seinem Martini. »Wie geht's Susan?« fragte er.

»Susan ist unterwegs«, sagte ich.

Cosgrove wollte etwas sagen, sah mich an, stockte und sagte dann: »Ich hätte nicht gedacht, daß Meade Alexander Ihr Typ ist.«

»Ich glaube nicht, daß er es ist«, sagte ich.

»Andererseits«, sagte Cosgrove, »wer ist schon Ihr Typ außer diesem gottverdammten afrikanischen Meuchelmörder, mit dem Sie überall herumhängen.«

»Hawk«, sagte ich. »Ich werde ihm erzählen, wie Sie ihn nannten.«

»Das war aus Erfahrung«, sagte Cosgrove. »Wie kommen Sie dazu, für Meade Alexander zu arbeiten?«

»Er machte das beste Angebot.«

»Wie geht's Mr. Alexander?«

»Gut.«

»Habe gehört, sie trinkt ein wenig.«

»Tun wir das nicht alle?« fragte ich. »Sonst noch was Erwähnenswertes über die Alexanders?«

»Essen wir nachher zusammen?«

»Sicher.«

»Dann werde ich darüber nachdenken«, sagte er und trank noch einen Schluck Martini.

Wir gingen ins Restaurant.

»Ronni Alexander trinkt. Das wissen wir beide«, sagte Cosgrove.

»Sie trinkt zuviel, und wenn sie das tut, wird sie ausgelassen und manchmal böse. Als ich in unserem Washingtoner Büro war, wurden über sie überall Witze gerissen.«

»Einiges habe ich davon aufgeschnappt«, sagte ich. »Aber warum habe ich nie etwas darüber gelesen?«

Cosgrove stocherte in seinem Essen. »Wir verbreiten Nachrichten, keinen Tratsch. Wenigstens versuchen wir das. Die Tatsache, daß die Frau von einem Kongreßabgeordneten säuft, ist keine Nachricht, es sei denn, sie kommt dadurch in eine Lage, die eine Nachricht abgibt, verstehen Sie?«

»Und ich folgere, daß das bis jetzt nicht der Fall war.«

»Nicht, daß ich wüßte. Sie leben in Georgetown. Sie hat sich nicht häufig in der Öffentlichkeit mit ihm gezeigt. Und wenn sie es tat, hat sie sich für gewöhnlich gut gehalten. Außerdem waren seine Leute sehr wachsam.«

»Keine anderen Skandale?«

Cosgrove schüttelte den Kopf. »Keine.«

»Was für eine Art Kongreßabgeordneter ist Alexander?«

Cosgrove schlürfte etwas Weißwein. »Eine Katastrophe«, sagte er. »Er gehört tatsächlich zu diesen wiedergeborenen christlichen Fundamentalisten. Und das macht ihn beschränkt. Seine Forderungen werden derart von seinen Überzeugungen beherrscht, daß er für die Gesetzgebung nicht viel taugt. Außerdem ist er gerade kein großer Denker. Bei komplizierten

Fragen wird er gleich ungeduldig, weil er sie nicht versteht. Oft weiß er nicht einmal, daß sie eben kompliziert sind.«

»Wie groß sind seine Chancen, in den Senat gewählt zu werden?«

»Schon möglich.«

»In Massachusetts? Ich dachte, das wäre der liberalste Staat im Lande.«

»Das kann man in den überregionalen Blättern lesen, weil wir 1972 für McGovern gestimmt haben. Aber das ist ein Blödsinn. Es gibt ausgesprochen liberal denkende Gruppen und ausgesprochen konservative. Aber die allgemeine Stimmung bei uns in diesen Tagen ist, wie das die politischen Analytiker ausdrücken, in der Art konservativ:

Kirchturmpolitik, zu Hause ist es am schönsten, zurück zu den alten Werten und Herzenstugenden – dieser ganze Scheißdreck. Bobby Browne ist ein traditioneller Liberaler: Sozialprogramme, Finanzpolitik, Bundesaufträge, Keynesianische Wirtschaftspolitik. Ein Demokrat nach New-Deal-Muster.« Cosgrove zuckte mit den Schultern. »Die meisten Leute scheißen darauf. Wenn einer zwanzig Prozent Zinsen zahlen muß, verlangt er eine Wende. Browne steht für Kontinuität.«

Ich hatte Braten bestellt, in der Muschelschale überbacken, dazu Zitronenbutter. Ich aß etwas.

»Sie glauben deswegen, daß Browne Grund zur Sorge hat.«

»Ja.«

»Hinter wem steht Ihr Blatt?«

»Hinter Browne natürlich. Himmel noch mal, Spenser. Meade Alexander hat schon mal gefordert, daß an den öffentlichen Schulen die Evolutionslehre nicht mehr gelehrt werden darf.«

Ich nickte.

»Ich meine, ein Senator der Vereinigten Staaten sollte sich den Kopf darüber zerbrechen, wie wir einen Atomkrieg verhindern können. Und Alexander macht sich Sorgen über Badezimmer, die nicht nach Geschlechtern getrennt sind, und über Leichtgeschürztes im Fernsehen.«

»Ist er ehrlich?« fragte ich.

»Wer, Browne oder Alexander?«

»Beide.«

»Alexander ist ehrlich. Er meint es so ehrlich, daß einem die Zähne weh tun. Über Browne weiß ich nicht Bescheid. Die meisten von seiner Art sind es nicht. Die Rechtschaffenheit wird in bezug auf die Volksvertreter überbewertet.«

»Wie steht es mit Farell?«

Cosgrove grinste. »Old Fix. Fix hält sich für John Wayne, trägt eine verdammte Kanone mit sich rum. Aber zur Zeit hat er Oberwasser. Die Welt ist dabei, sich Fix' Standpunkt zu nähern. Falls er einen hat. Er hat zweiundzwanzig Jahre lang den Hausfaschisten im Stadtrat gespielt. Sein Glaubensbekenntnis lautet: Wer nicht zu mir gehört, ist mein Feind, und entsprechend werden Gunst und Schuld verteilt. Er glaubt ans Heimzahlen. Er glaubt an Zwang und Gewalt und Demagogie. Als Alexander ins Rennen um den Senat stieg, war Fix gleich an Bord. Diese ganze Frömmerei kommt Fix sehr zupaß, und wenn Alexander es schafft, wird Fix die Dinge in die Hand nehmen. Eines muß man ihm lassen, er weiß, wie das in der Politik läuft.«

»Er macht sich auch an eure Arbeitgeber beim *Globe* heran.«

Cosgrove grinste wieder. Es machte ihm Spaß. »Ja, ich weiß, man muß ihn einfach lieben, den alten Fix. Er ist nahezu perfekt.«

Cosgrove trank seinen Wein aus. Der Ober räumte unser Geschirr ab und empfahl uns ein Dessert. Wir lehnten ab.

»Brandy«, sagte ich.

»Gern. Trinken wir ihn in der Bar? Wird mich in Schwung bringen.«

Ich zahlte unsere Rechnung, und wir gingen zurück in die Bar. Sie war jetzt voller. Die Tische waren besetzt, also setzten wir uns an die Theke. Cosgrove nahm einen Galliano. Ich nahm einen Brandy mit Soda.

»Das Gute an Fix ist: Er weiß, daß er ein Tölpel ist. Hält sich daher im Hintergrund, wenn Alexander dem Dover-Sherburne Republican Club etwas erzählt. Läßt Westin mit der Presse umgehen. Fix weiß, wenn die Freunde der Wenham-Bibliothek auch nur zehn Minuten mit ihm zusammen sind, rufen sie die Polizei.«

Cosgrove trank seinen Galliano, setzte das Glas ab und schaute auf die Uhr.

»Ich muß rennen«, sagte er. »Mary kommt um neun aus dem Unterricht.«

Ich nickte.

Cosgrove sagte: »Was Sie mir auch über Browne oder Alexander oder irgendwen erzählen wollen – rufen Sie mich an, Junge. Sie wissen, wo ich bin.«

Ich nickte wieder. »Wir bleiben in Verbindung«, sagte ich.

Cosgrove ging, und ich saß an der Bar und trank den nächsten Brandy mit Soda. Aber ich habe noch nie gern allein an einer Bar gesessen, also trank ich aus, zahlte und ging nach Hause.

Der Regen hatte aufgehört. Die Straßen waren trocken. Ich saß in meinem Büro, durch dessen Fenster die Sonne hereinschien, und studierte die Zeitungsausschnitte, die Kopien und Computerausdrucke, die Wayne Cosgrove für mich zusammengestellt hatte. Im Büro war es ruhig.

Ich wußte nicht, wonach ich suchen sollte. Ich hoffte, darauf zu kommen, wenn ich es in der Hand hatte. Das Bündel enthielt Interviews mit Browne, Redentexte, Leitartikel über ihn, Kommentare, die über seine Zukunft spekulierten, seine Leistungen bewerteten, Berichte über sein Abstimmungsverhalten und seine Manöver, Fotos von Browne beim Durchschneiden von Bändern und Pflanzen von Bäumen.

Ich fühlte mich wie beim Pauken für das Examen in einem Fach, das ich nicht mochte. Mir wurde warm im Zimmer. Ich öffnete das Fenster einen Spalt, und der November zog mir kalt über den Rücken. Ich schloß das Fenster. Die Lektüre dieser Masse von Nachrichten und Berichten über Brownes Karriere wurde so eine Art Tauchkurs in Sachen Politik. Beim Lesen wurde mir auch klar, daß niemand das Ganze ernst nahm, in dem Sinne, wie einer vielleicht, sagen wir, die Liebe ernst nimmt. Sie nahmen es alle so, wie man etwa ein Baseballspiel ernst nimmt. Registriert wurde, wie einer auftrat, welche Fehler gemacht wurden, wie bei Wahlen abgeschnitten, nach Punkten gewonnen und verloren wurde. Die Frage: War Browne gut oder schlecht? War das, was er tat, gut für die Leute oder schlecht? Diese Fragen verschwanden hinter einer alles glattbügelnden journalistischen Objektivität. Für Spannung sorgten eher die Fragen: Würde er die nächsten

Wahlen gewinnen oder verlieren? War seine Arbeit in der Legislative darauf angelegt, seine Chancen zu erhöhen, oder würde sie ihm schaden? Bedeutete eine Abstimmung im Kongreß eine Niederlage für den Präsidenten; war sie ein Sieg und untermauerte den Führungsanspruch des Hauses? Sogar die Leitartikel neigten dazu, die Politik mit Begriffen aus der Welt des Wettkampfs zu belegen. Was zählte, waren Sieg oder Niederlage.

Zur Mittagszeit verließ ich mein Büro und besorgte mir ein Roastbeef-Sandwich, mit Chutney gewürzt, und eine Tasse schwarzen Kaffee und trug es zu mir hinauf. Ich aß schweigend, trank meinen Kaffee und schaute hin und wieder zu Susans Foto auf meinem Schreibtisch hinüber. *Laß uns immer einander die Wahrheit sagen, Liebster.* Ich las noch ein paar Reportagen, betrachtete Fotos von Browne bei Schiffstauen und Wohltätigkeitsfesten. Sogar die Texte einiger Reden von ihm las ich. Irgendwer, vielleicht Adlai Stevenson, hat einmal gesagt, der Wunsch, gewählt zu werden, disqualifiziere einen für den Job. Ich las ein paar Auszüge aus dem *Congressional Record*. Ich las einen Leserbrief Brownes an das *Worcester Telegram*. Ich sah mir ein Foto von Browne an, wie er einem Pfadfinder die Hand schüttelte. Ich studierte die ADA-Beliebtheitsskala, auf der Browne nicht schlecht plazierte war.

Um halb drei zog ich wieder los und holte mir die nächste Tasse schwarzen Kaffee in mein Büro. Ich las weiter. Was waren das für Menschen, die in die Politik strebten? War es möglich, ein anständiger Mensch zu sein und dabei Politik zu machen? Wahrscheinlich nicht. Ich trank etwas Kaffee. Schwenkte meinen Stuhl und starrte aus dem Fenster. Wahrscheinlich war es gar nicht möglich, ein anständiger Mensch zu sein und dabei irgend etwas zu tun. Die Nachmittagssonne spiegelte sich in den Fensterscheiben

gegenüber, und ich konnte nicht hineinsehen. Ich wußte also nicht, ob meine Werbefrau heute da war. Vielleicht konnte sie mich sehen. Ich winkte, für den Fall, daß. Vielleicht lief es auf gar nichts hinaus, wenn man ein anständiger Mensch war. Es schien einem jedenfalls nicht viel einzubringen. Man landete am Ende jedenfalls auf demselben Platz wie der Schlechte. Manchmal sogar in einem billigeren Sarg.

Ich betrachtete wieder Susans Foto. Ich trank den Kaffee aus und warf die leere Tasse in den Papierkorb.

»Trau der See nur bei Ebbe, Baby«, sagte ich laut zu ihrem Bild. Es lächelte sein feines wie teuflisches Lächeln zurück, ohne Kommentar.

Es war ungefähr Viertel nach vier, da sah ich es, und als ich es sah, da wußte ich es. Es war ein Foto von Robert Browne in einer Gruppe von Männern und Frauen. In der Bildlegende hieß es, daß es nach einer Rede auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung 1978 geschossen worden sei. Browne lächelte und schüttelte Hände mit einem wohlbeleibten weißhaarigen Mann im Zweireiher. Brownes Frau stand neben ihm und lächelte sein hartes Lächeln. Im Hintergrund standen lauter gutangezogene Frauen und Männer, und unter ihnen war ein Gesicht, das ich kannte. Vinnie Morris.

Vinnie Morris arbeitete für Joe Broz. Das Interessante daran war, daß Broz der unumschränkte Chef einer großen und ziemlich erfolg reichen Organisation war. Vinnie war so etwas wie sein leitender Assistent.

Hätte es nicht ziemlich seltsam geklungen in dem leeren Büro, dann hätte ich jetzt laut »Oho!« gerufen. Vielleicht sollte ich mir auch einen Assistenten engagieren, damit mich jemand hörte, wenn ich »Oho!« rief. Vielleicht genügte auch schon ein Hund. Ich könnte meinen wissenden Blick auf den Hund werfen und »Oho!« sagen, und der Hund würde mit dem

Schwanz wedeln, und ich würde ihm einen Hundekuchen zuwerfen.

Vinnie war Broz' Werkzeug. Er lebte kein eigenes Leben. Wenn er bei Brownes Wohltätigkeitsfete war, dann war er das in Broz' Auftrag. Wenn Broz ihn schickte, dann ging es um ein Geschäft. Broz hatte an Politik dasselbe Interesse, wie Exxon es an Ölquellen hat.

Ich notierte mir Joe Broz auf einem Stück Papier und las weiter. Ich las bis Viertel nach neun und fand nichts mehr. Ich stopfte alle Ausschnitte, Kopien und Fotos in den dicken Umschlag zurück und schob ihn in die unterste Schublade meines Aktenschrankes. Dann setzte ich mich wieder an meinen Schreibtisch und betrachtete meine Notizen. *Joe Broz*. Nicht gerade viel für zwölf Stunden Recherche.

Ich steckte die Notiz in meine Tasche, stand auf und schaute aus dem Fenster auf die dunkle Straße und zu den leeren Gebäuden hinüber. Ich war hungrig. Ich zog meine Flasche irischen Whiskey hervor und nahm einen Schluck. Ich war noch immer hungrig. Ich schraubte die Flasche zu, stellte sie weg und ging nach Hause. Ich machte mir ein Steak, trank eine Flasche Rotwein und ging ins Bett. Der Wein half mir beim Einschlafen, aber nicht weiter. Um drei Uhr dreißig wachte ich auf und lag wach und hing meinen zusammenhanglosen Gedanken über Leben und Tod nach, bis es dämmerte.

Der Morgen war klar, kalt und hell. Ich kaufte mir eine Maissemmel und einen großen schwarzen Kaffee im Dunkin' Donut an der Boylston Street, stellte mich davor an der Ecke Exeter Street auf und frühstückte. Es war früh. Die Leute zogen, sauber rasiert und frisch parfümiert, an mir vorbei zur Arbeit. Sie hatten es alle eilig, als kämen sie schon zu spät. Ich warf meinen leeren Becher in den Müllkübel und schlenderte die Boylston hinunter. Hinter meinem Büro schwenkte ich in die Berkeley Richtung Polizeipräsidium. Es war kurz nach acht, als ich Martin Quirks kleines Büro bei der Mordkommission betrat.

Quirk sah aus, als sei er schon seit Stunden an seinem Platz. Er hatte die Ärmel hochgekrepelt und die Krawatte gelockert. Auf dem Tisch stand eine halbleere Kanne mit Kaffee. Als ich eintrat, nickte Quirk mir zu.

Ich sagte: »Guten Morgen, Martin.«

Sogar mit seiner lockeren Krawatte und seinen aufgerollten Ärmeln sah Quirk aus wie immer: wie aus dem Ei gepellt. Als käme er geradewegs aus dem Schönheitssalon. Sein dichtes schwarzes Haar war kurz und gerade geschnitten. Seine Backen waren frisch rasiert. Sein Hemd war blütenweiß und mächtig gestärkt. Seine grauen Hosen hatten exakte Bügelfalten, und der blaue Blazer, der am Türhaken auf einem Bügel hing, zeigte nicht einen Kniff.

Er sagte: »Kaffee gefällig?«

Ich sagte ja, und er marschierte zum Automaten, holte einen Pappbecher und füllte ihn. Auch seinen füllte er nach.

»Wie geht's Susan?« fragte er, als er wieder hinter seinem Schreibtisch angelangt war.

»Sie ist unterwegs«, sagte ich.

Er nickte.

Ich sagte: »Ich würde gern mal einen Blick in eure Akte über Joe Broz werfen.«

»Das gehört zur Abteilung Organisiertes Verbrechen«, sagte Quirk. Er trank einen Schluck Kaffee. Seine Hände waren sehr dick und die Finger lang und stumpf.

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich habe dort keine Freunde.«

»Und hier, glaubst du, hast du Freunde?« fragte Quirk.

»Alles ist relativ«, sagte ich. »Schließlich weißt du, wer ich bin.«

»Wie schön«, sagte Quirk. »Warum willst du sie sehen?«

»Ich glaube, er hält sich einen Politiker.«

Quirk grinste. »Jeder tut das«, sagte er. »Warum sollte Joe es nicht tun?«

»Ich möchte einen Beweis dafür.«

»Das wollen wir alle. Erklär mir mal ein bißchen. Wenn es überzeugend klingt, besorge ich dir die Akte, und du kannst dich hierher setzen und sie lesen.«

Ich lehnte mich ein wenig zurück, legte einen Fuß auf die Ecke von Quirks Schreibtisch und erzählte. Er hörte mir zu, ohne mich zu unterbrechen, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, mit ausdruckslosem Gesicht.

Als ich zu Ende war, sagte er: »Die Namen von den beiden Kerlen, die du in Springfield aufs Kreuz gelegt hast, kann ich dir besorgen.«

»Und?«

»Und?« Quirk runzelte die Stirn. »Du lieber Himmel, wirst du senil? Und dann kannst du mit ihrer Hilfe vielleicht mehr erfahren. Vielleicht sind sie ja ausgeschickt worden, Alexander

daran zu erinnern, daß der Erpresser, wer immer es sei, es ernst meint. Eine Botschaft also.«

Ich nickte.

»Ach ja«, sagte ich, »wahrscheinlich eine Botschaft nach diesem Muster: ›Glaub nicht, daß ich dich verkohle, geschieht ja alles zu deinem Besten.««

Quirk lächelte. »Wenn du dich ein bißchen anstrengst, wird es schon laufen.«

»Okay, besorg mir die Namen. Vielleicht lohnt es sich, noch einmal mit ihnen zu reden. Und was ist mit der Akte? Gib mir etwas, mit dem ich mich beschäftigen kann, während du in Springfield anrufst.«

Drei Stunden hockte ich über der Akte, die die Abteilung Organisiertes Verbrechen über Joe Broz angelegt hatte. Ich suchte nach Zusammenhängen zwischen Browne und Broz. Ich fand keine. Den einzigen Zusammenhang, den ich fand, gab es zwischen Alexander und Broz. Broz' ältester Sohn studierte an der Universität von Georgetown. Während der Sitzungsperioden des Kongresses lebte Alexander in Georgetown. Das sah gerade nicht nach einem Anhaltspunkt aus.

Als ich ging, sagte Quirk: »Wie kommt's, daß du mich nicht gebeten hast, das alles für mich zu behalten?«

»Ich nahm an, das wäre nicht nötig«, sagte ich.

Quirk reichte mir ein Blatt Papier mit zwei Namen und Adressen. »Die beiden Kerle aus Springfield«, sagte er. »Ich habe den Cops in Springfield erzählt, daß du mit mir zusammenarbeitest und inoffiziell ein paar Nachforschungen anstellst.«

»Na ja, das ist doch fast die Wahrheit«, sagte ich.

»Sicher ist es das«, sagte Quirk. »Du hast mir, während ich aus dem Büro war, nicht mal meine Jacke gestohlen. Wenn das keine Kooperation ist, was dann?«

»Danke, daß ich die Akte benutzen durfte«, sagte ich.

»Erfahre ich, wie die Dinge weiterlaufen?« fragte Quirk.

»Sicher«, sagte ich.

Als ich wieder auf der Straße war, war fast Lunchzeit. Danach wären dann nur noch fünf bis sechs Stunden bis zum Abendessen totzuschlagen. Kein Wunder, daß ich mir nicht genug Gedanken über die Kerle aus Springfield gemacht hatte, beschäftigt wie ich war. Sogar jetzt stand ich noch vor einigen schweren Entscheidungen, bevor ich mich nach Springfield auf den Weg machen konnte. Sollte ich vor dem Losfahren essen? Oder unterwegs einen Stopp einlegen?

Ich stoppte in Cambridge und kaufte mir ein Stück Rinderbrust bei Elsie's, außerdem Pastete und ein Sandwich mit Schweizer Käse, die ich unterwegs aß. Die Kunst des Kompromisses – vielleicht war ich am Ende doch ein politischer Mensch.

Die beiden Schläger aus Springfield hießen Pat Ricci und Sal Pelletier. Ich beschloß, alphabetisch vorzugehen. Pelletier wohnte in einem Backstein-Apartmenthaus an der Sumner Avenue in der Nähe des Forest Parks. Auf mein Läuten machte aber niemand auf, also ging ich zurück zu meinem Wagen, setzte mich hinein und dachte nach, ob ich jetzt Ricci aufsuchen oder auf Sal warten sollte. Während ich noch nachdachte, tauchte Sal auf. Er marschierte munter den Gehsteig entlang, im Arm eine Einkaufstüte mit Lebensmitteln. Er war der mit Tätowierungen.

Ich stieg aus dem Auto und ging auf ihn zu. Er erkannte mich nicht. Ich sagte: »Erinnerst du dich an mich?«

Seine Augen wurden weit. Er sagte: »He?«

Ich sagte: »Wir müssen miteinander reden. Gehen wir zu dir hinein?«

»Worüber wollen Sie mit mir reden?« fragte Sal. Während er das sagte, wich er sein Stück vor mir zurück.

»Ich hoffte, du würdest mir deine Tätowierungen zeigen«, sagte ich.

»Hauen Sie ab«, sagte Sal. »Mit Ihnen habe ich nichts zu bereden.«

Ich konnte den Verschuß einer Flasche Miller-High-Life-Bier aus der Tüte ragen sehen. Ich zog sie heraus und ließ sie auf den Gehsteig fallen. Sie zerbrach, und das Bier floß schäumend aus.

»He, was tun Sie da, verdammt noch mal?« sagte Sal.

»Es könnte dir so wie der Flasche gehen«, sagte ich. »Ich will mit dir reden.«

Sal ließ die Tüte fallen, drehte sich um und rannte. Ich joggte hinter ihm her. Er schien nicht gut in Form, und ich konnte mir ausrechnen, daß er nicht lange durchhalten würde. Das tat er auch nicht. Er drehte ab in den Park, und nach rund hundert Metern blieb er stehen und japste nur noch. Ich joggte heran und blieb neben ihm stehen.

»Solltest dir deinen Lauf besser einteilen«, sagte ich. »Derart zu starten, ist gefährlich.«

Sal schwitzte in der Novembersonne, und sein Gesicht war rot.

»Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe«, sagte er. »Ich habe diesen Kindern nichts getan.«

»Sal«, sagte ich, »hören wir auf, Hasch-mich zu spielen. Ich möchte ein paar Sachen von dir wissen, und du wirst sie mir erzählen.«

Sals Brust hob und senkte sich noch immer.

»Denk dran, wie hart ich zuschlagen kann«, sagte ich.

Sal nickte.

»Wer hat euch gekauft, daß ihr die beiden Kinder mattsetzt?« fragte ich.

Sal öffnete seinen Mund, schloß ihn wieder und schüttelte den Kopf. Ich zuckte mit den Schultern und verpaßte ihm eine modifizierte Version des linken Hakens, den er schon einmal gespürt hatte. Er brachte ihn zu Boden.

»Ich kann dich mit diesem linken Haken bis heute abend durchbürsten«, sagte ich. »Wer hat euch gekauft, daß ihr die Kinder mattsetzt?«

Sals Kopf sank nach vorn. »Nolan«, sagte er. »Louis Nolan.«

»Wer ist das?«

»Irgendein Bursche.«

»Ein Verbindungsmann?«

Sal nickte.

»Für wen?«

Sal schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht«, sagte er. »Er ist eben Verbindungsmann, wissen Sie? Er gehört zu diesen Burschen, die Kontakt zu den dicken Bossen haben. Sie wissen ja, jeder weiß es. So einer bittet dich, irgendwas zu machen, und du bist glücklich, es machen zu dürfen. Glücklich, ihm einen Gefallen zu tun, wissen Sie?«

»Also erzählte er euch, ihr solltet Druck auf diese Kinder machen?«

»Nicht diese Kinder speziell. Jeden, der für Alexander ist. Egal, wen. Wer gerade greifbar war.«

»Warum wollte er das?« fragte ich.

»Er sagte, um Alexander eine Botschaft zu schicken.«

»Was für eine Botschaft?«

Sal schüttelte wieder seinen Kopf. »Er erzählt Kerlen wie mir nichts, was er nicht muß. Er verteilt die Karten und sagt: Spielt!«

»Wo finde ich Louis Nolan?«

»Sie erzählen ihm nicht, daß Sie es von mir wissen?«

»Du erzählst ihm nicht, daß ich komme«, sagte ich, »und ich erzähle ihm nicht, daß ich dich getroffen habe.«

»Wheeler Avenue«, sagte Sal. »Die Sumner hinunter, hinter dem X.« Er zeigte in die Richtung. »Die Hausnummer weiß ich nicht.«

Ich sagte: »Danke, Sal, bis bald mal.«

Er saß noch immer am Boden, als ich in die Sumner Avenue zu meinem Wagen zurückging.

Ich fuhr die Sumner Avenue hinunter. Als ich über die x-förmige Kreuzung fuhr, fing ich an, mich nach der Wheeler Avenue umzusehen. Ich hätte sie fast verpaßt. Sie hatte nicht viel von einer Allee. Ein etwas zu groß geratener Name. Es war eine kurze Wohnstraße, einen Block zwischen der Sumner und der Allen Street lang. Ich fuhr ein kleines Stück weiter, hielt an einem Drugstore an und schaute im Telefonbuch nach

Louis Nolan. Er hatte die Hausnummer 48. Ich fuhr zurück und bog in die Wheeler Avenue ein.

Wheeler Avenue 48 war ein bescheidenes, weißgestrichenes Eckhaus am Ende des Blocks zur Allen Street. Ich parkte in der Allen Street mit Blick auf das Haus und sah es mir an. Nichts passierte. Ich schaute noch ein bißchen. Mit demselben Ergebnis. Keine Hinweise.

Ich stieg aus dem Wagen, ging auf das Haus zu und läutete. Drinnen konnte ich einen Staubsauger hören. Ich läutete noch einmal. Die Tür öffnete sich, und ein Mann in Anzug und Weste sagte: »Bitte?«

Seine weißen Haare trug er im Bürstenschnitt, dazu einen dichten weißen Schnauzbart. Er war mittelgroß, hatte blaue Augen und stand sehr aufrecht.

Ich sagte: »Mr. Nolan?«

Er nickte. Sein Gesicht hatte ein gesundes Rosa, seine Augen waren hell und undurchsichtig, wie poliertes Metall.

»Vinnie Morris schickt mich«, sagte ich.

Er nickte wieder und lud mich mit einer Kopfbewegung in sein Haus ein. Ich ging hinein. Er schloß die Tür hinter mir. Links sah ich das Wohnzimmer, rechts das Eßzimmer. Eine rundliche Frau in ungefähr Nolans Alter war dabei, das Wohnzimmer zu saugen. Nolan complimentierte mich mit der nächsten Kopfbewegung in Richtung Eßzimmer.

»In die Küche«, sagte er. »Einen Kaffee?«

»Nein, danke.«

Wir gingen durch das Eßzimmer in die Küche. Das Haus sah aus, als wäre es in den Dreißigern gebaut worden. Die Anrichten waren noch mit schwarzen Gummiauflagen überzogen. Der Gasherd aus gelbem Porzellan stand auf hohen gebogenen Füßen.

Wir setzten uns an den Küchentisch. Der Staubsauger sumgte weiter im Wohnzimmer. Nolan zog ein Zigarrenetui

aus schwarzem Leder aus der Innentasche seiner Jacke und bot mir eine Zigarre an. Ich schüttelte den Kopf. Er zog eine heraus, biß das eine Ende ab und spuckte treffsicher in den Ausguß, ohne sich vom Stuhl zu erheben.

»Obst oder irgendwas?« fragte er.

Ich schüttelte wieder den Kopf. Alles in der Küche glänzte wie in einer Auslage. Nolan zündete seine Zigarre mit einem verzierten Feuerzeug an, steckte es wieder in seine Westentasche, blies ein wenig Rauch in die Luft und sagte: »Okay.«

Ich sagte: »Vinnie ist etwas« – ich zuckte mit den Schultern und fuhr mit den Händen herum – »ihm gefällt das mit den beiden Kerlen nicht, die Sie angeheuert haben, um Alexanders Leuten einzuheizen.«

»Was für zwei Kerle?« fragte Nolan.

»Komm her, Louis«, bellte ich. »Pelletier und Ricci. Du redest, als stündest du vor Gericht.«

»Was ist falsch gelaufen?«

»Also, findest du es besonders schlau, ein sauberes, nettes Colleaguepärchen für nichts und wieder nichts durchzuwalken? So was macht die Leute wütend. War es das, was Vinnie gewollt hat?«

Nolan schüttelte den Kopf.

»Was wollte Vinnie?« fragte ich. »Wollte er, daß die Leute eine Wut kriegen?«

Nolan schüttelte wieder den Kopf.

»Wollte er das?«

»Nein.«

»Was also wollte er?«

»Sie ein bißchen aufmischen«, sagte Nolan. »Ihnen klarmachen, daß wir es ernst meinen.«

»Und was passiert?« Ich schüttelte unwillig den Kopf. »Die beiden Kerle gehen sie voll an. Die Cops greifen ein. Du mußt

sie mit einer Kautio n wieder rausholen. Wie sehen wir dann aus?«

Nolan sagte: »Ich hatte keine Ahnung, daß noch ein paar Profis aus Boston dabei waren.«

Ich lehnte mich ein wenig vor und fragte noch einmal: »Wie sehen wir dann aus?«

»Schlecht«, sagte Nolan.

»Das solltest du dir, gottverdamm t, besser merken«, sagte ich. »Es macht Vinnie gar nicht glücklich, und du weißt, wen es noch nicht glücklich macht, nicht wahr?«

Nolan nickte.

»Wen macht es noch nicht glücklich?« fragte ich.

»Mr. Broz.«

Ich stand auf. »Merk es dir«, sagte ich. Dann wandte ich mich um, ging zurück durch das Eßzimmer, öffnete die Haustür, ging zu meinem Wagen und fuhr davon.

Ich hatte herausbekommen, was ich wissen wollte, und als Zugabe hatte ich Nolan zum Schwitzen gebracht. Spenser, der Listenreiche.

Als ich wieder in meiner Wohnung war, war es Viertel vor acht am Abend, und Paul Giacomini war angekommen. Er lag auf der Couch, las den *New Yorker* und trank ein Rolling Rock Extra Pale mit dem langen Flaschenhals.

»Du hast recht«, sagte er, als ich eintrat, »an dieses Zeug kann man sich gewöhnen.«

»Das beste Bier der Welt«, sagte ich. »Wie geht's?«

»Gut«, sagte er. »Und dir?«

»Prima«, sagte ich. »Schon gegessen?«

»Nein.«

»Ich werde etwas machen.«

Er kam in die Küche und setzte sich auf die Anrichte, während ich nachschaute, was da war. Rolling Rock Extra Pale war da, und ich machte mir eine auf. Paul war gewachsen, seit er bei mir war. Er war vielleicht einen Hauch größer als ich, wendig und konzentriert.

»Du siehst aus, als wärst du gut in Form«, sagte ich. »Arbeitest du hart?«

»Ja. Ich tanze ungefähr vier Stunden pro Tag in der Schule, und ein paarmal in der Woche fahre ich nach New York in eine Turnhalle namens Pilate's.«

»Das Geld kommt pünktlich?«

»Ja, mein Vater schickt es jeden Monat. Nur das Geld, keinen Brief, gar nichts. Nur einen Scheck, eingeschlagen in ein Blatt weißes Papier.«

»Mal was von deiner Mutter gehört?«

Er nickte. »Ich kriege hier und da mal einen Brief von ihr. Immer dieselben Sprüche. Erzählt mir, daß ich nun auf dem

College bin und daß ich da sehr aufpassen muß bei der Wahl meiner Freunde. Wichtig, sagt sie, nicht beim falschen Verein zu sein, in schlechter Gesellschaft.«

»Wie wär's mit Nudeln?« fragte ich. »Die Vorräte sind geschrumpft.«

Ich schüttete Wasser in den Topf, stellte ihn auf den Herd und bereitete einen Haufen Pilze mit Cayenne- und schwarzem Pfeffer zu. Paul nahm sich ein neues Bier und öffnete auch eins für mich.

»Glücklich mit Sarah Lawrence?« fragte ich.

»O ja. Die Lehrer der Tanzklasse sind sehr professionell. Eine halbe Stunde von New York entfernt kannst du gute Leute kriegen.«

Ich rührte den Pfeffer und die Pilze mit etwas Olivenöl an und einem Schuß Himbeeressig, kochte dazu grüne Nudeln und schüttete den Pfeffer, die Pilze und eine Handvoll geriebene Walnüsse darüber.

Paul und ich aßen von der Anrichte. Wir schütteten noch Parmesankäse über unsere Mahlzeit und aßen dazu ein halbes Weißbrot, das ich im Schrank gefunden hatte.

»Was ist mit dem falschen Verein«, sagte ich, »bist du dabei?«

»Leider nicht«, sagte Paul. »Ich strengte mich höllisch an, aber scheinbar mag der Verein mich nicht.«

»Nicht aufgeben«, sagte ich. »Wenn du dir etwas in den Kopf gesetzt hast, dann mußt du dran bleiben. Ich war fünfunddreißig, bis ich es geschafft hatte.«

Wir öffneten die nächsten zwei Flaschen Rolling Rocks. Die beiden letzten.

»Meine Schuld«, sagte ich. »Das kommt davon, wenn dir die Arbeit dazwischenkommt. Wie lange bleibst du hier?«

»Über Erntedank«, sagte er. »Ich fahre wieder am Sonntag.«

»Erntedank ist morgen«, sagte ich.

»Ja.«

»Wir haben nichts zu essen.«

»Habe ich bemerkt«, sagte Paul. »Vielleicht gehen wir zur Bahnhofsmision?«

Ich trank das letzte Rolling Rock aus. Es gab noch eine Flasche Murphy's Irish Whiskey im Schrank über dem Kühlschrank – für Notfälle. Ich holte sie heraus und schüttete mir ein Glas ein, on the rocks. »Ich freue mich, dich zu sehen«, sagte ich.

»Hartes Zeug, was?« sagte Paul.

Ich nickte. »Mal probieren?« fragte ich.

»Sicher.«

Ich schüttete ihm einen Kleinen ein, auf Eis. Er schlürfte, sah aber nicht besonders entzückt aus.

»Ist es schlimmer, als gar nichts zu trinken?« fragte ich.

»Nein.«

Ich räumte das Geschirr in die Spülmaschine und wischte die Anrichte ab. Dann gingen wir ins Wohnzimmer, die Gläser, den Whiskey und den Eisbehälter in den Händen.

»Seit wann trinkst du das harte Zeugs?« fragte Paul.

»Ich habe wahrlich zu spät damit angefangen.«

Paul nickte. »Einer von diesen Rund-um-die-Uhr-Läden hat vielleicht auch morgen offen«, sagte er. »Ich könnte hinlaufen und ein bißchen Truthahnschnitzel und Brot holen. Und vielleicht eine Flasche Wein für die Festtafel.«

»Laß gut sein«, sagte ich. »Die Hotels haben normalerweise offen. Vielleicht gehen wir ins Ritz.« Ich trank etwas Whiskey. Wenn du gewöhnt bist, ihn direkt aus der Flasche zu nuckeln, dann erscheinen dir ein Glas und Eiswürfel wie der erste Schritt zum Abgewöhnen. »Ich dachte, du wolltest eine Freundin mitbringen.«

»Ja, Paige. Ich wollte auch. Aber ihre Eltern gerieten völlig aus der Fassung, und deswegen ist sie nach Hause gefahren.«

Im Kamin lagen ein paar Scheite bereit, fertig zum Anzünden. Man sparte damit Zeit für den Fall, daß ich mit einer Frau zusammen war, die mir nur vor einem romantischen Kaminfeuer auf den Schoß kroch. Dieses wartete schon seit August. Warum es weiter verschonen? Ich stand auf, zündete die Scheite an, setzte mich wieder und wartete, daß die Flammen größer wurden. Zum Teufel mit der Romantik.

Ich trank noch einen Schluck Whiskey. Paul nuckelte an seinem. Ich konnte ihm ansehen, daß er ihm nicht schmeckte. Mein Glas war leer. Ich goß nach, tat einen Eiswürfel dazu.

»Susan ist noch in Washington?« fragte Paul.

»Ja.«

»Kann sie zum Erntedank nicht herkommen?«

»Nein.«

»Ich wundere mich, daß du nicht zu ihr gefahren bist.«

Ich nickte.

»Wo hat sie zu tun?«

»Im Kinderhospital des National Medical Center«, sagte ich.

»Eins elf Michigan Avenue, North West, Washington, D. C. 20010.«

»In Klausur?«

»Ja. Gehört zum Medizinstudium.« Ich beugte mich vor und goß ein wenig Whiskey in Pauls Glas. Das Anmachholz stand nun voll in Flammen, und die größeren Klötze fingen an zu brennen. Ich schaute den Flammen zu, wie sie um die Stämme flackerten. Materie wird und vergeht nicht.  $E = mc^2$ .

»Hat sie die Stelle in der Erziehungsberatung aufgegeben?«

Ich nickte. »Vorerst hat sie sich nur beurlauben lassen, aber sie hat keine große Lust zurückzugehen. Nicht mit einem Dokortitel in Psychiatrie von der Harvard-Universität.«

»Wie stehst du dazu?« fragte Paul.

»Daß sie die Beratung aufgegeben hat?«

»Zu der ganzen Sache«, sagte Paul. »Zum Doktorat, zur Klausur, dazu, daß sie in Washington ist und nicht mal zum Erntedank herkommt. Gefällt dir das?«

Ich stand auf, trat ans Fenster und blickte hinunter auf die Marlborough Street. Sie war völlig leer. »Susan macht etwas, das ihr sehr wichtig ist«, sagte ich. »Sie braucht das; um etwas kämpfen, etwas suchen, nicht nur abernten.«

Die feiertägliche Leere auf der Straße war niederdrückend. Die Stille war handgreiflich.

Paul sagte: »Na gut, aber bist du einverstanden?«

Ich trank den nächsten Schluck Whiskey. »Ja«, sagte ich.

»Wie kommt es, daß du nicht zu ihr gefahren bist, zum gemeinsamen Erntedankmahl? Hat sie Dienst?«

»Nein. Sie verbringt den Tag in Bethesda mit dem Leiter ihres Kurses. Das ist ihr wichtig.« Ich starrte weiter aus dem Fenster.

»Wichtiger als mit dir zusammenzusein?«

»Es gibt andere Gelegenheiten«, sagte ich.

Ein Taxi kam die leere Straße herunter und stoppte gegenüber.

Eine alte Frau im Pelzmantel stieg aus, eine fette weiße Katze auf dem Arm. Das Taxi fuhr davon, und sie stieg die dunklen Stufen zu ihrer Haustür hinauf, fummelte am Schloß herum und ging schließlich hinein.

»Wenn du mitten in einer Arbeit wärst – am Erntedank würdest du nichts dran tun«, sagte Paul.

»Ich weiß.«

»Wenn ich die Chance gehabt hätte, zu tanzen, etwa am Lincoln Center oder sonstwo, dann hätte ich das gemacht. Dann wäre ich nicht hierhergekommen.«

»Sicher«, sagte ich. Mein Glas war leer. Ich stand auf, holte die Flasche und goß nach. Ich füllte es, bevor ich mich an das Eis erinnerte. Zu spät. Ich nahm einen Schluck unverdünnten

aus der Flasche. Paul beobachtete mich. Das Gesicht eines Erwachsenen, kein Kind mehr. Wohl schon älter als achtzehn, angesichts der psychischen Erfahrungen, die er gemacht und hinter sich gebracht hatte.

»Du warst mit ihr 1976 in Europa.«

»Ja.« Meine Stimme war heiser. Der nächste Schluck Whiskey, zur Reinigung des Kehlkopfs. Gut, daß ich kein Eis genommen hatte. Der Hals braucht Wärme.

»Es macht dich fertig, nicht?«

»Ich wünschte, sie wäre bei mir«, sagte ich. »Mehr noch, ich wünschte, daß sie bei mir sein möchte.«

Paul stand auf, kam herüber und schaute mit mir aus dem Fenster. »Leer«, sagte er.

Ich nickte.

Er sagte: »Wir beide wissen, wo ich war, als du mich fandest, und wir wissen, was du dann getan hast. Das gibt mir Rechte, die andere Leute nicht haben.«

Ich nickte.

»Und auch ich verletze dich«, sagte er. »Wir sind die einzigen, die das können, ich und Susan. Und es läßt sich nicht vermeiden, daß ich es auch tue.«

»Kann man nichts machen«, sagte ich.

»Nein«, sagte Paul. »Kann man nicht. Was dir passiert ist: Du hast Susan zu dir hereingelassen, in dein Inneres, und mich auch. Bevor du uns kanntest, warst du unverwundbar. Du warst mitleidig, aber sicher, verstehst du? Du konntest all diese Maßstäbe für dein eigenes Verhalten aufstellen, und wenn andere Leute diesen Maßstäben nicht entsprachen, dann war das deren Nachteil, hatte aber...« – er dachte eine Weile nach – »... mit deiner Integrität nichts zu tun. Du warst nicht enttäuscht. Du hast von den anderen Leuten nicht viel erwartet und warst zufrieden, wenn du es selbst richtig machtest.«

Ich lehnte meine Stirn gegen die kalte Fensterscheibe. Ich war betrunken.

»Und jetzt?« fragte ich.

»Und jetzt«, sagte Paul, »liegst du auf der Schnauze. Du liebst Susan, und du liebst mich – «

Ich stand noch immer da mit der Stirn gegen das Fenster. »Und daß ich es bloß für mich richtig mache, reicht jetzt nicht mehr.«

»Ja«, sagte Paul. Er nahm einen großen Schluck Whiskey. »Du warst mit dir im reinen, und jetzt bist du es nicht mehr. Du fängst an, an dir zu zweifeln. Du fragst dich, ob du es immer richtig gemacht hast. Du bist deinen Instinkten gefolgt und warst überzeugt, daß deine Instinkte richtig waren. Aber wenn etwas schief läuft, liegst du vielleicht auch mit deinen Instinkten schief. Es geht nicht darum, daß du Susan vermißt, sondern daß du nichts dagegen machen kannst.«

»Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer«, sagte ich.

»Was ist das?« fragte Paul.

»Gretchen«, sagte ich. »Gretchen am Spinnrad.«

»Ich weiß einen besseren Spruch aus *The Great Gatsby*«, sagte Paul. »Die Stelle, kurz bevor er erschossen wird, über den Verlust der alten, wahren Welt...«

»Habe einen hohen Preis gezahlt für ein zu langes Leben mit einem einzigen Traum«, sagte ich.

»Das ist es«, sagte Paul.

Es war der Montag nach Erntedank, Paul war zurückgefahren in sein Sarah Lawrence College. Ich saß wieder in meinem Ein-Zimmer-Büro mit Blick auf die Werbefrau an der Ecke Berkeley und Boylston Street. Es war Viertel nach neun. Ich las den *Globe* und trank Kaffee. Heute wollte ich nur zwei Tassen trinken. Ich trank die erste gerade aus, als meine Bürotür aufging und Vinnie Morris hereinkam. Hinter ihm kam ein großer Kerl mit glattem Gesicht herein, dessen Haaransatz gleich bei den Augenbrauen begann.

Vinnie war so alt wie ich, ein gutaussehender Bursche mit einem dicken schwarzen Schnurrbart und Haaren, die ihm über die Ohren gingen. Er trug einen schwarzen, europäisch geschnittenen Anzug, ein weißes Hemd und eine weiße Krawatte. Seinen Kamelhaarmantel trug er offen. Von seinem dunklen Anzug hob sich ein weißer Seidenschal mit Fransen ab. Er hatte schwarze Handschuhe an. Der dicke Kerl hinter ihm trug einen karierten Mantel, und auf seinem Hinterkopf tanzte eine Matrosenkappe. Seine Nase war klobig, und um seine Augen sah man die Spuren mancher Boxhiebe.

»Vinnie«, sagte ich.

Vinnie nickte, zog seine Handschuhe aus, legte sie zusammen und dann auf meine Schreibtischplatte. Er setzte sich in den Besucherstuhl. Sein großer Begleiter stellte sich neben der Tür auf.

»Haben Sie einen Kaffee für mich?« fragte Vinnie.

»Leider, habe gerade die Tasse ausgetrunken, die ich mir mit heraufgebracht habe.«

Vinnie nickte. »Ed, zieh los und hol uns zwei Kaffee«, sagte Vinnie. »Beide schwarz.«

»He, Vinnie«, sagte Ed, »ich bin kein Laufbursche.«

Vinnie drehte seinen Kopf und sah ihn an. Eds Nasenscheidewand war reichlich verbogen, und das machte ihm Schwierigkeiten beim Atmen. Ich konnte den feinen Pfeifton hören, der dabei entstand.

»Zweimal schwarz«, sagte Ed.

»Groß«, sagte ich.

»Zweimal groß«, sagte Vinnie.

Ed nickte und verschwand.

»Schläge einstecken war wohl nicht seine Stärke«, sagte ich.

»Sie sind noch bei Broz?«

Vinnie nickte.

»Hat Joe Sie geschickt?« fragte ich.

Vinnie schüttelte den Kopf.

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück und wartete.

»Sie waren in Springfield?« fragte Vinnie.

Ich nickte.

»Sie hatten da in Springfield irgendeinen miesen Job auszuführen?«

»Das ist das wenigste, was ich tun kann«, sagte ich. »Mich irgendwo herumtreiben.«

Vinnie nickte geduldig. »Erzählen Sie mir, was Sie dort getrieben haben?«

»Nein.«

»Das ist einer der Gründe, warum ich Sie mag, Spenser. Ich kann mich immer darauf verlassen, daß Sie einen hochkriegen. Wirklich hart, wissen Sie. Jederzeit hart.«

»Und wenn ich Sie irgendwann einmal enttäuschen sollte, Vinnie, dann nicht, ohne daß ich mich nicht bemüht hätte.«

Vinnie grinste. Kein besonders freundliches Grinsen, aber immerhin. Wahrscheinlich war es das wärmste Grinsen, das Vinnie hervorbringen konnte.

Ed kam mit dem Kaffee zurück. Für sich selber hatte er auch einen gekauft. Ich fragte mich, ob das nicht eine bewußte Überschreitung seiner Kompetenzen war. Widerspenstiger Bastard.

»Danke, Ed«, sagte ich, als er mir meine Tasse auf den Tisch stellte. Ich zog den Deckel herunter und warf ihn in den Papierkorb, dann streckte ich den Arm aus, zog auch Vinnies Deckel herunter und warf ihn hinterher. Ich schlürfte einen Schluck. Der erste Schluck meiner letzten Tasse für diesen Tag. Kaffee machte mich, wenn ich ihn spät trank, irgendwie nervös. Zeit also, den Konsum zu stoppen. Für einen Mann mit eisernem Willen kein Problem. Ich würde heute damit beginnen, den Konsum zu stoppen.

Ed riß ein Stück aus dem Deckel seiner Tasse, legte es in die leere Tüte zurück, mit der er die Tassen transportiert hatte, und plazierte die Tüte dann auf der Ecke meines Schreibtisches. Ich nahm sie und warf sie in den Müll. Halte deinen Arbeitsplatz sauber. Ich nahm den zweiten Schluck aus meiner letzten Tasse des Tages. Ed schlürfte aus dem Loch, das er in den Deckel gerissen hatte, von seinem Kaffee.

Vinnie sagte: »Sie sind bei Louis Nolan gewesen und haben mit ihm geredet. Sie haben ihm erzählt, ich hätte Sie geschickt. Wieso?«

»Ich wollte herausbekommen, ob er mit Ihnen und Joe in Verbindung steht.«

»Und?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Und das ist er. Er sprang auf und leckte mir das Gesicht, als ich Ihren Namen erwähnte. Bot mir Obst an.« Ich nippte von meinem Kaffee und lächelte ihn an. »Und da sind Sie.«

»Sie wissen mehr als das«, sagte Vinnie. »Sie wissen, er keilte sich diese beiden Volltrottel und ließ sie für mich arbeiten.«

»Ja«, sagte ich. »Das weiß ich.«

»So, und was fangen Sie mit diesem Wissen an?«

»Ihr wolltet Alexander auf euch aufmerksam machen«, sagte ich. »Ihr wolltet ihn daran erinnern, mit was für einer Sorte von Leuten er da zu tun kriege. Also mußte Louis so ein Muskelpärchen anheuern, das auf Alexanders Wahlkampfhelfer angesetzt wurde. Zwei College-Kinder schienen eine leichte Aufgabe zu sein, und so machten die beiden Kerle sich an sie heran.«

Vinnie schaute mich sehr lange an. Ohne eine Bewegung in den Augen sagte er: »Ed, warte im Flur.«

Ed wandte sich um, ging hinaus und schloß die Tür hinter sich. Vinnie stand auf und zog den Stuhl um den Tisch herum, so daß er jetzt neben mir saß.

»Was wollen wir Ihrer Meinung nach von Alexander?« fragte er. Seine Stimme war sanft. Ed konnte ihn nicht verstehen, selbst wenn er mit dem Ohr direkt an der Tür hing.

»Ich denke mir, ihr wollt, daß er verliert.«

»Weswegen?«

»Weil ihr auf Robert Browne gesetzt habt, und weil Sie und Joe nur sichere Einsätze lieben.«

Vinnie nickte nachdenklich. Ich trank wieder ein bißchen Kaffee. Zwei Tassen pro Tag waren doch eine ganze Menge.

»Sie sind immer noch gut«, sagte Vinnie. »Sie sind immer gut gewesen, und Sie haben sich nichts entgehen lassen.«

»Nett von Ihnen, daß Sie das sagen, Vinnie.«

»Wie sind Sie auf die Verbindung gekommen?«

»Sah Sie auf einem Foto aus dem Browne-Feldzug, im Hintergrund.«

»Was war der Anlaß?« fragte Vinnie.

»Irgendwer mischt sich in Alexanders Wahlkampf ein«, sagte ich. »Da hat man logischerweise Browne im Verdacht. Also guckte ich mich nach allem um, was ich über ihn finden konnte.«

Vinnie trank von seinem Kaffee. Ich fragte mich, ob er nicht auch den Konsum einschränken sollte. Er war etwa so alt wie ich. Schaute gesund aus, aber das kann täuschen. Eines Tages wachst du auf und erfährst, daß du deinen Kaffeekonsum zurückschrauben muß. Eine schlimme Zeit.

Vinnie schüttelte den Kopf. »Dafür würden Sie den ganzen Aufwand nicht machen«, sagte er. »Sie würden hier nicht den Spürhund spielen bis zurück zu mir, wenn es nur um die beiden Stümper ginge.«

Ich wartete. Vinnie dachte vor sich hin. Es war noch ein bißchen Kaffee da. Ich trank die Hälfte davon. Würde ich immer nur die Hälfte von dem trinken, was noch da ist, würde die Tasse niemals leer.

»Okay«, sagte Vinnie, »wir stecken drin. Sie wissen, daß wir drinstecken, und ich wette, Sie wissen, wie tief.«

Ich lächelte.

»Sie wissen, daß wir die Filme mit Mrs. Alexander haben.«

Ich lächelte wieder.

»Alexander hat Ihnen davon erzählt, und er hat Sie drauf gehetzt. Sie kamen aus Springfield zurück und haben nachgeforscht, weil Sie sich ausgerechnet haben, daß Browne dahintersteckt. Okay. Aber doch nicht wegen dieser kleinen Balgerei, die wir da inszeniert haben. Sondern wegen der Filme. Hat er sie Ihnen gezeigt?«

Ich lächelte.

»Schauen Sie mal hinein, wenn es geht. Harte Tatsachen – lohnt sich wirklich. Haben sie hervorragend reingelegt. Aber egal, Sie stellten Ihre Nachforschungen an, entdeckten das

Foto, fuhren wieder zurück nach Springfield und machten Ihre Arbeit.«

Ich trank meinen letzten Schluck Kaffee. Das mit der Hälfte jeweils war leider nur eine Theorie.

»Es war ein Fehler«, sagte Vinnie. »Alexanders Leute in die Mangel zu nehmen, war ein Fehler. Aber...« – er spreizte seine Hände – »es ist nun mal passiert. Die Frage ist jetzt eher: Was nun weiter?«

»Macht es Ihnen eigentlich nichts aus, wenn Sie zuviel Kaffee trinken?« fragte ich.

»Nein, trinke ihn täglich. Keine Wirkung. Soll Ed noch einen holen?«

»Nein.«

»Also, was nun weiter, Spenser?«

»Vielleicht sollte ich mich auf Tee umstellen oder auf so ein entkoffeiniertes Zeug.«

»Kommt nicht in Frage«, sagte Vinnie. »Das Zeug schmeckt wie Spülwasser. Kaffee oder gar nichts, das ist meine Devise.«  
Ich nickte.

Vinnie sagte: »Abgesehen von Ihren Problemen mit dem Koffein – fällt Ihnen irgendwas ein zur aktuellen Lage?«

»Ihr habt etwas über Mrs. Alexander, und ich will das haben, aber Sie wollen nicht, daß ich es kriege«, sagte ich.

»Wir wollen nicht einmal, daß Sie versuchen, es zu kriegen«, sagte Vinnie.

»Aber irgendwie werde ich es schon schaffen.«

Vinnie nickte. »Wir könnten mit den Filmen an die Öffentlichkeit gehen, wenn Sie vorhaben, uns zu ärgern.«

»Und dann habt ihr euer Pulver gegen Alexander verschossen«, sagte ich. »»Freiheit ist eben auch ein anderes Wort dafür, daß man nichts mehr zu verlieren hat.««

»Meinetwegen, aber seine Wahlchancen sind im Eimer.«

»Vielleicht nicht«, sagte ich. »Vielleicht wächst er drüber hinaus. Vielleicht schießt er zurück, und die Leute kriegen den Verdacht, daß Browne hinter der ganzen Sache steckt, und Alexander kriegt einen Sympathie-Bonus.«

Es war warm in meinem Büro. Vinnie stand auf, zog seinen Mantel aus und legte ihn sorgfältig über die Lehne meines zweiten Besucherstuhls.

»Und vielleicht erscheinen die Cops und die Typen vom FBI auf dem Plan«, sagte ich, »und alle sind sie hinter der Erpressung her, rücken Browne auf den Pelz, und schon seid ihr euren harmlosen Kongreßmann los.«

Vinnie schürzte die Lippen und zuckte mit den Schultern.

»Und Sie haben an all das auch schon gedacht«, sagte ich, »oder Sie sollten es wenigstens getan haben. Sonst wären Sie ja gar nicht hier.«

»Wenn Alexander so reagieren wollte, hätte er Sie doch gar nicht zum Schnüffeln losgeschickt«, sagte Vinnie.

»Kann sein«, sagte ich. »Kann aber auch sein, daß er es zunächst anders versucht. Ich sage Ihnen, die Sache steht patt. Sie spielen die Mrs.-Alexander-Karte und ich die mit Robert Browne.«

»Wir könnten Sie natürlich umnieten«, sagte Vinnie.

»Kein leichtes Geschäft«, sagte ich.

»Aber nicht unmöglich«, sagte Vinnie.

»Kann das Gegenteil nicht vorher beweisen«, sagte ich.

»Aber nehmen wir an, es gelingt euch, was dann?«

»Die Leute fangen an, nachzuforschen«, sagte Vinnie. Er blickte aus dem Fenster, während er sprach, und eine dünne senkrechte Falte erschien zwischen seinen Augenbrauen. »Ich weiß nicht, wie vielen Leuten Sie von Brownes Beziehungen erzählt haben. Wie ich Sie kenne, nicht vielen. Also, wir pusten Sie um, und die Leute finden keine Erklärung. Nur der gottverdammte Nigger könnte lästig werden.«

»Besonders, wenn ich ihm sage, daß Sie ihn einen gottverdammten Nigger genannt haben.«

Vinnie schüttelte den Kopf und stieß eine Faust in die Luft. »So rede ich nun mal«, sagte er. »Ich kenne Hawk. Ihnen passiert irgendwas, und der Quälgeist gibt keine Ruhe, bis die Sache klargestellt ist.«

Ich wartete. Vinnie dachte nach. Dann lächelte er.

»Na gut, sagen wir mal, im Moment pusten wir Sie nicht um. Wir haben die Sache nämlich in der Hand. Wir haben Browne, und wenn er verliert, dann knöpfen wir uns Alexander vor, weil wir die Filme haben.«

»Bis jetzt«, sagte ich.

»Bis jetzt«, sagte Vinnie. »Aber lieber hätten wir Browne, alles in allem. Er paßt uns, wir kennen ihn, und er ist nicht so beschränkt wie Alexander. Aber als Ersatzmann nehmen wir auch Meade.«

»Er wird begeistert sein von seiner Aufstellung«, sagte ich.

Vinnie grinste sein kaltes, aufrichtiges Grinsen. »Das wird er sein müssen«, sagte er.

Ich ließ mir die Dinge durch den Kopf gehen, nachdem Vinnie sich verabschiedet hatte. Es paßte alles nicht zusammen.

Ich dachte mir eine Menge Gründe aus, warum sie mit der nackten Ronni nicht an die Öffentlichkeit gingen, aber keiner überzeugte mich. Denken war für Joe Broz eine zu heikle Sache. Broz war von der altmodischen Sorte, ging die Dinge direkt an. Für ihn war es schon der Höhepunkt der Raffinesse, eine Bombe an deine Autozündung zu hängen. Er würde nicht wie die Katze um den Brei herumschleichen. Er würde die Bilder publik machen und erwarten, daß Alexander von der Bildfläche verschwände. Und so würde es ja auch sein. Seine Wählerschaft würde es nicht schlucken, wenn sich herausstellte, daß ihr Held mit der leibhaftigen Hure Babylon

verheiratet war. Und seine Gegner würden sich nicht den Spaß entgehen lassen, den Gehörnten vorzuführen. Ich wußte allerdings etwas, das Vinnie nicht wußte. Ich wußte, daß Alexander eher ins Kittchen gehen würde, als daß seine Frau in den Dreck gezogen würde. Ich schaute auf meine Uhr: zehn vor elf. Zu früh für einen irischen Whiskey.

Je länger ich nachdachte, desto weniger kriegte alles einen Sinn. Das war nicht der Stil von Broz. Auch nicht der von Vinnie. Es war eher Eds Stil – etwas, das ganz simpel ablaufen sollte und nun kompliziert geworden war. Wenn so etwas passierte, dann bemühte ich mich für gewöhnlich, es herauszukriegen; bedeutete es doch, daß es zuviel gab, was ich noch nicht wußte.

Warum brachten sie nicht einfach den Film heraus? Warum die Erpressung? Es machte keinen Sinn, jedenfalls keinen, der zu Broz paßte. Es sah zu amateurhaft aus. Aber Broz war kein Amateur. Elf Uhr. Ich mußte mir den Film ansehen. Es gefiel mir nicht, darum zu bitten, aber ich mußte. Es gab keinen anderen Weg mehr. Ich versicherte mir selbst immer wieder, daß mein Interesse an dem Film rein beruflicher Natur war. Das war es auch. Ganz und gar. Wie bei einem Arzt. Völlig neutral. Wenn ich gleich eine Maschine nach Washington erwischte, konnte ich den Film schon am Nachmittag sehen.

Ich rief Alexanders Büro in Washington an und ließ ihn wissen, daß ich käme und warum. Dann zog ich meine Schreibmaschine heraus und schrieb das bißchen auf, was ich in der Sache wußte. Es füllte gerade eine Seite, bei zweizeiligem Abstand. Ich faltete das Blatt, schob es in einen Umschlag, klebte ihn zu und trug ihn zu Henry Cimoli im Harbor Health Club.

Henry plagte ein Dauerproblem mit seinen T-Shirts. Kaufte er sie groß genug für seine breiten Schultern, dann hingen sie ihm wie Kleider bis zu den Knien hinunter. Kaufte er sie in der

richtigen Länge, dann kriegte er seine Arme nicht mehr in die Ärmel. Bis jetzt hatte er das Problem immer so gelöst, daß er sich die Hemden in der richtigen Länge kaufte und die Ärmel einfach abschnitt, aber seit sein Fitness-Club immer feiner und feiner wurde, hatte er angefangen, sich die Dinger schneiden zu lassen.

»Wenn mir irgendwas passiert, gib ihn Hawk«, sagte ich.  
»Andernfalls nicht öffnen.«

»Eine Liste der Leute, die dich nicht leiden mögen, kann es nicht sein«, sagte Henry. »Dafür ist der Umschlag nicht dick genug.«

»Da ist meine Geheimformel drin«, sagte ich, »wie man größer als einen Meter sechzig wird.«

»Ich bin ein Meter zweiundsechzig«, sagte Henry.

»Wie kommt es dann, daß dir Sandy Sadler bei eurem Kampf dauernd von oben auf den Kopf gehauen hat?«

»Ich wollte ihm an die Eingeweide«, sagte Henry. Ich ging nach Hause, um zu packen.

Alexanders Washingtoner Heim war ein dreistöckiges gelbes Fachwerkhaus an der Ecke der 31. und O Street in Georgetown. Er ließ mich selbst herein.

»Ronni ist den ganzen Nachmittag weg«, sagte er. »Es ist im Hinterzimmer.«

Er führte mich. Das Haus war im eleganten viktorianischen Stil erbaut und noch ganz unverändert. Das Zimmer war holzgetäfelt, hatte einen Kamin und einen Ledersessel, sehr gemütlich. Über dem Kamin hing ein Büffelschädel an der Wand.

Alexander fragte: »Sie kennen sich mit diesen Dingen aus?«

Ich sagte ja. Der Videorecorder war in einem Schrank unter dem Fernseher. Die Kabel liefen an der Rückwand des Schrankes entlang.

»Das Band ist bereits drinnen«, sagte Alexander. »Alles ist eingeschaltet. Sie müssen nur noch den schwarzen Knopf drücken.« Er gab mir einen Schlüssel. »Schließen Sie ab, solange Sie den Film anschauen. Wenn Sie fertig sind, lassen Sie das Band im Recorder, und schließen Sie ab. Ich habe einen Zweitschlüssel.«

Ich nickte.

»Ich gehe an meine Arbeit«, sagte er.

Ich nickte. Er blieb an der Tür stehen und sah mich an. Er wollte etwas sagen. Sein Gesicht war gerötet.

Ich sagte: »Es tut mir leid, daß ich das hier tun muß.«

Er sah mich noch einen Augenblick lang an, dann ging er hinaus und schloß die Tür hinter sich. Ich schloß sie von innen ab, ließ den Schlüssel stecken, ging dann zum Fernseher,

drückte den Knopf, setzte mich in einen Ledersessel und schaute auf die Mattscheibe.

Das Band lief an, zunächst leer, dann folgte ein Muster aus winzigen Punkten auf schwarzem Hintergrund, und dann war Ronni Alexanders Gesicht voll im Bild. Sie vollführte einen ungeübten Tanz, die Arme über dem Kopf, mit den Hüften wackelnd. Dann kam auch der Ton, nicht sehr deutlich, als wenn das Mikrophon zu weit entfernt wäre. Aber ich konnte hören, daß Ronni zu ihrem Tanz summt, und wenn man ganz genau hinhörte, konnte man erkennen, daß es *Night Train* war. Ich hatte ein verlegenes Gefühl. Sie tanzte hinter einen Tisch und hob ein Glas auf, eines von diesen flachen, in denen die Leute Sekt servieren. Sie trank es aus und warf es an die Wand. Noch immer tanzend knöpfte sie ihre Bluse auf und zog sie langsam aus. Sie schaute irgendwen im Raum an. Ich konnte nicht viel von ihm sehen. Nur einen dunklen Hinterkopf mit einem sehr teuren Haarschnitt. Ronni öffnete ihren Rock an der Seite, zog den Reißverschluß herunter und hielt den Rock noch einen Moment lang fest, warf einen koketten Blick hinüber und ließ den Rock dann fallen. Sie trug keine Strumpfhose. Sie trug Schlüpfer, Strümpfe und Strumpfgürtel. Einen Strumpfgürtel. Himmel noch mal, den letzten Strumpfgürtel, an den ich mich erinnere, hatte ich gesehen, als ich noch Pickel im Gesicht hatte. Sie zog ihren Büstenhalter aus, löste die Strümpfe vom Halter, rollte sie hinunter, langsam einen nach dem anderen, und dazu führte sie immer noch ihre tanzartigen Bewegungen aus und summt ihr *Night Train*. Sie trank noch ein paar Gläser Champagner und warf die Gläser immer weg. Das nannte man Temperament. Schließlich schlüpfte sie auch noch aus ihrem letzten Kleidungsstück und war nackt. Ich stellte mir vor, wie Alexander sich das angesehen haben mochte, und der Hals wurde mir eng.

»Du Hure«, hörte ich mich laut ins Zimmer sagen. Meine Stimme klang eher traurig als zornig. Jetzt betrat auch ihr Partner die Szene, ein junger Mann mit weichem Gesicht und einem Schnurrbart. Er war vielleicht ein paar Jahre älter als Paul Giacomini. Er streckte sich auf dem Bett aus und ließ sich von ihr ausziehen. Ich konnte Fetzen von ihrem Gespräch hören. Aber lieber hätte ich weiter *Night Train* gehört. Ich war froh, daß das Mikro schlecht stand.

Als beide nackt waren, trieben sie es miteinander. Und mehr als das. Es war ein Clinch. Ronnis Tanzerei war ziemlich stümperhaft gewesen, aber im Bett war sie eine Expertin. Sie machte Sachen, an die ich bisher kaum gedacht hatte, wenn ich auch nichts dagegen hatte. Und sie war auch nicht gerade leise dabei. Ihrem Partner machte es auch deutlich Spaß, aber er war doch gleichzeitig sehr bemüht, das Ganze so zu arrangieren, daß ihr Gesicht möglichst oft voll in der Kamera war. Er selbst trug während der ganzen Vorstellung eine Sonnenbrille.

Das Band war plötzlich einfach zu Ende, ohne dramatischen Schluß, es stoppte sozusagen *in medias res*. Ich ließ es zurücklaufen und spielte es noch einmal ab. Diesmal fiel mir auf, daß der Raum ganz hell vom Sonnenlicht erleuchtet war, und bei einer kurzen Einstellung konnte ich rechts im Bild eine vorhanglose Glaswand erkennen. Das meiste spielte sich aber offenbar auf einem Doppelbett ab, das mit einer blaßblauen Steppdecke bedeckt war. Der Champagner stand auf einem Schreibpult. Im Hintergrund stand auf dem Nachttisch eine Radiouhr mit Digitalanzeige. Sie zeigte wahrscheinlich acht Minuten nach zwei. Es war also früher Nachmittag, und da die Sonne voll ins Zimmer schien, mußten die Fenster nach Westen oder Südwesten gehen, je nach Jahreszeit. Von der Kleidung der beiden Hauptdarsteller ließ sich allerdings nicht auf die Jahreszeit schließen.

Die Kamera mußte hinter einem Spiegel über der Kommode postiert gewesen sein. Von dort hatte sie den ganzen Raum in der Linse, im Mittelpunkt der Mann und die Frau. In einer anderen Einstellung konnte ich einen Tisch erkennen, offenbar auf der Fensterseite des Bettes. Ich ließ das Band an dieser Stelle mehrfach hin und her laufen. Auf dem Tisch lagen ein paar Bücher, aber sie lagen so, daß ich die Titel nicht ausmachen konnte. In einem Bierkrug standen Stifte und Kugelschreiber, daneben eine elektrische Reiseschreibmaschine vom Typ Smith-Corona. Ich schaltete auf Rücklauf und sah mir das Band noch einmal an. Auf dem Bierkrug waren ein Emblem und ein Schriftzug. Lesen konnte ich ihn aber nicht. Ich fand ein Vergrößerungsglas im Schubfach eines Schreibtischs und versuchte, damit den Schriftzug auf dem Krug zu entziffern. Aber es gelang mir nicht. Die Lupe löste das Bild nur in seine einzelnen Punkte auf. Ziemlich sicher konnte ich nur sein, daß der Bierkrug zu der Sorte gehörte, die gern in den College-Buchhandlungen angeboten werden und das Emblem des Colleges oder einer Studentenverbindung trugen.

Ich ließ das Band noch dreimal durchlaufen, aber mehr war nicht mehr zu entdecken. Ronnie schien betrunken. Sie posierte, als wollte sie irgendwie eine kindliche Salome vorstellen. In ihren sexuellen Handlungen war sie sehr geschickt, aber man merkte ihr an, daß sie sich dessen auch bewußt war. Ihr Partner war Kunde bei einem offensichtlich sehr guten Friseur und trug beim Bumsen eine Sonnenbrille. Das Ganze schien in einem privaten Schlafzimmer zu passieren, nicht in einem Motel, und es ging nach Westen. Wahrscheinlich lag es auch nicht im Parterre, denn dann hätten sie gewiß nicht die Vorhänge offen gelassen, was ja nötig war, damit die Kamera genug Licht hatte. Vorausgesetzt, Ronni war nicht eine noch ungewöhnlichere Frau, als ich dachte.

Ich ließ das Band noch einmal zurücklaufen, ließ die Kassette im Recorder stecken, schaltete alles aus, verschloß die Tür zum Raum und verließ Alexanders Haus.

Ich wußte, warum er mich dort allein gelassen hatte. Ich war froh darum.

Mein Leihwagen stand in der O Street. Ich stieg ein, fuhr einen Block weiter zur Wisconsin Avenue, bog links ein und fuhr Richtung Innenstadt. Ich hatte nicht viel herausbekommen, und ich hatte meinen Klienten und mich in Verlegenheit gebracht. Man gewöhnt sich an so etwas.

Ich hatte mir ein Zimmer im Hay Adams genommen. Wenn ich allein war, war ich eigentlich ein Mann fürs Holiday Inn. Aber ich hoffte, ein paar Tage mit Susan zu verbringen, während ich hier war, und Susan war das Hay Adams wert. Ich hatte von meinem Zimmer aus einen Blick auf den Lafayette-Park, und dahinter konnte ich das Weiße Haus sehen. Ich hängte meine Kleider in den Schrank und bestellte beim Zimmerkellner ein paar Flaschen Bier und die *Washington Post*. Dann rief ich Susan in ihrem Hospital an. Ich konnte spüren, wie sich mein Magen zusammenzog, als ich wählte. Natürlich war sie bei einem Patienten, und natürlich konnte sie nicht gestört werden. Ich hinterließ, daß ich im Hay Adams zu erreichen sei, falls Ms. Silverman für einen Moment des Beistands der Mühseligen und Beladenen entraten könne.

Dann stand ich eine Weile am Fenster, trank mein Bier und schaute hinüber zum Weißen Haus. Eine Wache lehnte an einer der Säulen der Vorhalle. Rechts davor filmte ein Fernsehteam das Statement eines Reporters mit dem Weißen Haus als Hintergrund. Irgendwo war da auch der Präsident, zusammen mit der First Lady. Sie war bei ihm, beim Präsidenten. Sie war nicht weit weg von ihm und studierte Medizin.

Ich wurde es leid, das Weiße Haus anzugucken, und setzte mich in einen der Sessel, legte meine Füße auf das Doppelbett und las die *Post*. Als ich mit ihr fertig war, begann es draußen zu dämmern. Ich blickte noch einmal zum Weißen Haus hinüber. Ich könnte einen Spaziergang machen, aber dann verpaßte ich womöglich Susans Anruf.

Ich drehte mich zum Fernseher, sah mir die frühen Abendnachrichten an und fragte mich, warum aber auch in jeder Stadt diese Leute, die die Frühabendnachrichten machten, so absolute Nietens sein mußten, langweilig, mit Kummerfalte im Gesicht, von Tuten und Blasen keine Ahnung. Wahrscheinlich stand das schon in den Anzeigen, mit denen man sie suchte: *Nachrichten-Redakteure gesucht. Voraussetzungen: langweilig, ahnungslos, introvertiert. Arbeitsproben und Unterlagen bitte an...* Ich schaltete den Fernseher wieder aus und schaute erneut aus dem Fenster. Ich könnte einen irischen Whiskey bestellen und mir einen antrinken. Aber wenn dann Susan anrief... Es war jetzt dunkel, und das Weiße Haus leuchtete im Scheinwerferlicht. Ich dachte über Ronni Alexander nach, wie sie sich bemüht hatte, Yvonne de Carlo zu sein, und ich dachte an den Ausdruck auf Alexanders Gesicht, als er mich mit dem Band allein ließ. Ich dachte an die glücklichen Menschen, denen Susan sich widmete. Seit fünfzig Minuten genossen sie schon ihre ungeteilte Aufmerksamkeit, die Hundesöhne.

Im Weißen Haus fand eine Party statt. Eine Limousine nach der anderen kam die Auffahrt herauf, und Leute stiegen aus. Einige Leute kamen nicht in Limousinen. Sie kamen einfach zu Fuß die Auffahrt herauf. Vielleicht hatten sie ein Taxi genommen. Ich habe mich immer schon gefragt, wie man das am besten herausbringt: *Sechzehnhundert Pennsylvania Avenue, guter Mann, und lassen Sie die Pferdchen laufen.* Der Präsident und die First Lady waren vielleicht gerade dabei, sich anzuziehen. Oder vielleicht knutschten sie gerade. Oder... Irgendwer klopfte an meine Tür. Ich stand auf, öffnete sie, und da stand Susan im silbernen Waschbärmantel, eine Flasche Champagner unter dem Arm und einem Lächeln im Gesicht, als bräche der Frühling aus.

»Hast du wirklich ›Beistand der Mühseligen und Beladenen‹ zu unserer Abteilungssekretärin gesagt?« fragte sie.

»Ja«, sagte ich. »Ich glaube, sie war beleidigt.«

Ich trat zur Seite, und sie kam herein, stellte den Champagner auf die Kommode, drehte sich zu mir und lächelte. Ich stand da und starrte sie an. Es gab Augenblicke, da hätte ich sie erwürgen können. Aber nie, wenn sie bei mir war. Ihre Gegenwart überwältigte alles und jeden.

»Jesus Christus«, sagte ich.

Sie öffnete ihre Arme, und ich umfaßte sie und drückte sie an mich. Sie hob ihr Gesicht, und ich küßte sie. Ich hatte das Gefühl, als müßte ich am Boden zerfließen.

Susan war frisch und bester Laune. »Jetzt hast du eine Entscheidung zu fällen«, sagte sie. »Möchtest du den Champagner trinken, bevor wir ins Bett springen, oder nachher?«

Eine leichte Entscheidung.

Danach setzten wir uns im Bett auf und tranken den Champagner aus Wassergläsern.

»Siehst du«, sagte Susan. »Ich bin ein Beistand für die Mühseligen und Beladenen.«

»Ja«, sagte ich. »Das ist ein Beistand.«

Susan trank vom Champagner.

»Hat Paul dich am Dankfest besucht?«

»Ja. Wir sind essen gegangen. Was hast du gemacht?«

»Es war toll. John, unser Doktorvater, hat uns – wir waren fünf oder sechs – zu sich nach Bethesda eingeladen. Im ganzen waren fünfundzwanzig Leute bei ihm zu Gast, darunter auch ein paar mächtig wichtige Mediziner.«

»Soso. Und wie viele von ihnen können einen einarmigen Push-up?«

Susan lächelte und trank den nächsten Schluck Champagner. »Erzähl mir, was du hier treibst«, sagte sie.

»Außer meiner Suche um Beistand?«

Sie nickte.

»Ich arbeite für einen Kongreßabgeordneten«, sagte ich.

»Du? Das sieht dir gar nicht ähnlich.«

»Mag sein, daß es nur ein Vorwand war, um nach Washington zu kommen«, sagte ich.

»Ich kann mir nicht denken, daß du dafür einen Vorwand brauchst.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Egal«, sagte ich, »ich arbeite für einen Kongreßmann namens Alexander.«

»Meade Alexander? Gütiger Gott, und was hält er von dir?«

Ich verteilte den Rest Champagner gleichmäßig in unsere beiden Gläser. »Er hat kein Glück mit seiner Ehe gehabt«, sagte ich.

Susan lehnte sich ein wenig zurück in ihre Kissen, und ich erzählte ihr von Meade und Ronni Alexander.

Als ich zu Ende war, sagte Susan: »Die arme Frau.«

»Darüber habe ich mir nicht allzu viele Gedanken gemacht«, sagte ich. »Ich habe mich wohl eher mit Alexander identifiziert.« Susan nickte. »Sie muß sehr verzweifelt sein.«

»Das sind die meisten Leute«, sagte ich.

Ich setzte Susan am nächsten Morgen pünktlich um 8 Uhr 15 vor dem Medical Center an der Michigan Avenue ab.

»Wenn du in denselben Kleidern wieder an die Arbeit zurückkehrst, kriegen die Leute dann nicht den Verdacht, daß du die Nacht in einem fremden Bett zugebracht hast?« fragte ich.

»Ich hoffe es«, sagte Susan.

»Sehen wir uns, wenn du fertig bist?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Heute abend kann ich nicht«, sagte sie. »Das ganze Team trifft sich zum Abendessen. Pech. Einmal im Monat gibt es so ein Essen. Das soll die Moral heben.«

Ich nickte.

»Wie wäre es mit morgen abend?« fragte sie.

»Okay.«

»Ich habe Spätdienst, aber um acht, halb neun dürfte ich fertig sein.«

»Ich reserviere etwas für neun Uhr«, sagte ich. »Irgendein Vorschlag? Es ist deine Stadt, nicht meine.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Was Restaurants angeht, da vertraue ich ganz dir, und wenn wir in Sri Lanka wären.«

»Irgendwo hat jeder seine Stärken«, sagte ich. »Ich hol dich hier ab.«

»Ja.« Sie gab mir einen vorsichtigen Abschiedskuß, damit ihr Lippenstift nicht verschmiert wurde, und dann war sie draußen und auf dem Weg zu ihrer Arbeit. Zurück ließ sie den Duft ihres Parfüms. Eine glatte Wertsteigerung für den Mietwagen.

Ich fuhr stadteinwärts auf der North Capitol Street, und dann nahm ich die M Street in Richtung Georgetown.

Georgetown kann man fast prachtvoll nennen. Die Häuser sind elegant, die Lage den Potomac entlang ist herrlich. Man kann die Leinpfade den alten Chesapeake- und Ohio-Kanal entlanglaufen, und man kann in der M Street und der Wisconsin Avenue essen und trinken und einkaufen und darf das erhebende Gefühl genießen, daß alles schick zugeht. Wie in Los Angeles und in New York waren die Restaurants und die Bars so hergerichtet, als könnte jeden Augenblick eine berühmte Persönlichkeit dort Platz nehmen. Selbst wenn es ein Politiker sein sollte.

Ich stellte den Wagen auf einem Parkstreifen in der Wisconsin Avenue ab. Der frühe Winter in Washington war mild und freundlich. Ich überquerte die Straße, kaufte mir eine Tasse Kaffee und betrat ein kleines Geschäft, in dessen Schaufenster Empanadas angepriesen wurden. Aber sie hatten noch keine fertig. Ich schlenderte die Wisconsin Avenue hinunter und grübelte über einem Plan. Je mehr ich aber nachdachte, desto weniger hatte ich einen. Ich konnte mir ja auch Gedanken darüber machen, welches Restaurant ich für morgen abend aussuchen sollte. Doch das würde Meade und Ronni nicht viel nutzen. Vielleicht gab es gar nicht mehr viel, was man für Meade und Ronni noch tun konnte. Ich hielt an der Ecke zur Reservoir Avenue an, um aus meiner Kaffeetasse zu trinken. Erst die zweite Tasse des Tages. Dann ging ich weiter. Ich konnte nicht mit Ronni reden. Ich konnte nicht einmal andeuten, daß sie nicht perfekt war. Ich hatte aus Vinnie alles herausgekriegt, was aus ihm herauszukriegen war, und Vinnie war die reine Plaudertasche im Vergleich zu Joe Broz. Das letzte, was ich von dem zu hören bekommen hatte, lag schon einige Jahre zurück. Da wollte er mich erschießen. Nicht viele Leute halten ihre Versprechen. Ich wußte, daß Broz

eine Kopie des Bandes von Ronnis Abenteuer hatte. Ich wußte nicht, wie er daran gekommen war. Ich trank meinen Kaffee aus und sah mich um, wohin ich die Papptasse werfen konnte. Den Müll auf die Straße zu werfen, galt in Georgetown möglicherweise als Kapitalverbrechen. Vielleicht bekam ich es heraus, wenn ich die ganze Sache von Anfang an rekonstruierte. Broz hatte sich Browne vor ein paar Jahren gekauft. Dieses Jahr nun schien Brownes Position durch Meade Alexander gefährdet. Von irgendwem hatte Broz Videobänder mit Mrs. Alexander, und eine Kopie hatte er Meade geschickt und ihn aufgefordert auszusteigen. Vielleicht, aber nicht sicher war er auch verantwortlich für die Morddrohungen, die zunächst zu meinem Engagement geführt hatten. Nachweislich verantwortlich war er für die beiden Schläger in Springfield, die die beiden Wahlhelfer auf gemischt hatten. Ich konnte Broz' Kandidaten, Browne, durchleuchten, aber selbst wenn ich ihn festgenagelt kriegte, hätte Broz noch immer Alexander in der Hand, solange er diese belastenden Bänder hatte. Und meine Aufgabe war es, Ronnis guten Ruf zu schützen. Alles andere war unwichtig. Ich verstand das. Ich war sogar einverstanden damit. Ich erreichte die Ecke zur M Street und bog nach rechts ein. Wenn ich das Band zurückbekäme, würde das nicht viel ändern. Man konnte ja nicht wissen, wie viele Kopien existierten oder ob es noch andere Filme von Ronni gab. Es gab keine Garantie dafür, daß nicht noch andere vorhanden waren. Auf der anderen Seite der M Street war so etwas wie ein Markt.

Ich ging hinüber. Es war eine kleinere Version des Quincy-Markts in Boston, eine Ansammlung kleiner malerischer Stände unter dem Dach eines alten Ziegelgebäudes. Ich kaufte einer jungen Frau einen Kaffee ab. Sie trug ein rotkariertes Kopftuch, das sie sich zu einem Stirnband zusammengerollt hatte, und ein weißes T-Shirt mit einem College-Wappen und

darüber dem Schriftzug HOYAS. Das T-Shirt war recht eng, und die Buchstaben waren ein wenig auseinandergezogen. Ich las die Schrift sorgfältig. Ein Detektiv lernt es, die Dinge genau zu studieren. Es war noch früh, und der Markt noch fast leer. Ich durchquerte ihn und hatte dauernd mit mir zu kämpfen, daß ich nicht von allem probierte. Aber wieder gewann der eiserne Wille, und ich verließ den Ort bloß mit dem schwarzen Kaffee in der Hand. Eine Tasse mehr würde mich auch nicht gleich umbringen. Nachdem ich noch eine Weile herummarschiert wäre, könnte ich dann auf dem Rückweg diesen Sieg über mich feiern: mit einem Lunch. Ich könnte mir von edlem möglichen etwas nehmen und vielleicht noch einen kleinen Schwatz mit dem jungen Mädchen und ihrem T-Shirt halten. HOYAS. Auf dem flacheren Teil ihres Körpers unterhalb der Brust hatte eine deswegen weniger deformierte kampflustige Bulldogge mit einer Melone auf dem Kopf geprangt. Ich bog in eine Seitenstraße ab und ging zum Kanal. Zwei Jogger liefen gemächlich den Leinpfad entlang. Ich hatte das Wappen schon einmal gesehen, und zwar auf dem Bierkrug auf dem Band mit Ronni Alexander. Ich blieb mit einem Ruck stehen. Meinen Kaffee hatte ich halb ausgetrunken. Ich stand stockstill und trank ihn in kleinen Schlucken aus. Universität von Georgetown. Joe Broz. Ronni Alexander. Kam ich so weiter?

Ich wandte mich in eine von Hochhäusern gesäumte, sehr gepflegte Einkaufsstraße, wo alles aus Gold und Marmor war und so aussah, als sei es von Caligulas letztem Geburtstag übriggeblieben. Unten in der Nähe der öffentlichen Toiletten waren ein paar Telefonzellen versteckt, und dort hingen auch ein paar Telefonbücher von Washington. Ich sah unter *B* nach, und es gab ihn – Gerald Broz unter seiner Georgetown-Adresse. Wie viele Brozes konnte es dort geben? Ich fand die Nummer der Universitätsverwaltung der Georgetown

University, rief an und fragte, ob an ihrem College ein Gerry Broz gemeldet sei. Sie bestätigten das. Ich fragte, ob sie mir die Adresse geben könnten, aber sie lehnten ab. Wenn ich jedoch wollte, könnte ich meinen Namen und meine Telefonnummer hinterlassen, und sie würden dann Mr. Broz bitten, mich anzurufen. Ich sagte, das sei nicht nötig, und hängte auf. Mein Plan nahm Gestalt an. Es war noch ein wenig zu bald, zum Markt zurückzugehen und alles aufzuessen, aber als Ziel behielt ich die Sache im Auge. Nichts ist schöner, als einen Traum zu haben.

Ich schlug Gerry Broz' Adresse im Telefonbuch nach, dann machte ich mich wieder auf den Weg und schlenderte in westlicher Richtung die M Street hinunter. Gerry wohnte an der Ecke M Street und 35. gegenüber Key Bridge. Das Haus hatte drei Stockwerke, und von den Fensterwänden in jedem Stockwerk hatte man von der M-Street-Seite her freien Blick hinunter auf den Potomac. Bestens geeignet für Videoaufnahmen innen, wenn Tageslicht herrschte. Sogar der unterste Stock war gegen Einblicke geschützt, weil darunter noch auf Straßenebene eine Garage für drei Wagen war. Ich ging zum Haus hinüber und sah mir die Postkästen an. Es gab drei Wohnungen, eine pro Stockwerk, und G. Broz hatte die oberste. Ich ging wieder zurück und stand an der Ecke. Das Wetter war nicht mehr so freundlich. Wolken waren aufgezogen, die Temperatur war gefallen, und Wind war aufgekommen. Verglichen mit dem Dezember in Boston, war es noch ein laues Lüftchen, aber für Washington war es schon kalt. Ich klappte den Kragen meines Ledermantels hoch. Ich schaute noch einmal zu dem Apartment hinauf. Es fing an zu regnen, und so, wie die Temperatur nun einmal war, dauerte es nicht lange, bis sich Schnee dareinmischte. Ich zog mich ein wenig näher an die Wand des Spirituosengeschäfts an der Ecke zurück, vor dem ich stand. Stand auch Boston Blackie wohl die

ganze Zeit so im kalten Regen an der Ecke und fragte sich: *Was jetzt?* Das tat er nicht. Die Zeit rann dahin, und ich mußte etwas tun. *Daß ich es bloß für mich richtig mache, reicht jetzt nicht mehr. Wie konnte ein achtzehn Jahre altes Bürschchen so etwas wissen? Kluger kleiner Bastard. Wahrscheinlich verschwendete er auch nicht jede Menge Zeit, indem er an kalten Ecken stand und sich fragte: Was nun?*

Ich könnte in das Apartment einbrechen, aber was würde mir das bringen? Ich wüßte es erst hinterher. Wenn er mich erwischte, würde er wissen, daß ich wegen der Bänder da war, ob er nun selber etwas damit zu tun hatte oder nicht, aber es wäre ein verdammt Zufall, wenn er nichts damit zu tun hätte. Vinnie hatte sich bestimmt mit Broz darüber unterhalten und Broz mit Gerry. Ich kam zu dem Schluß, daß es jedenfalls besser war, bei ihm einzusteigen, als was ich gerade tat. Also ging ich über die Straße und läutete bei Gerry Broz. Keine Reaktion. Ich läutete ziemlich lange, um sicherzugehen. Vielleicht war Gerry im Seminar.

Die Haustür war kein Problem. Sie hielt mich weniger als eine Minute auf. Aber Broz' Wohnungstür war nicht so leicht. Sie hatte eindeutig ein extra eingebautes Spezialschloß. Es war sozusagen professioneller im Zuhalten als ich im Aufknacken. Auch die Tür war eine Spezialanfertigung, und ich sah, daß man sie nicht aufgetreten kriegte. Ich ging ein Stockwerk tiefer und klopfte an die dortige Apartmenttür. Niemand meldete sich. Die Tür hatte ein gewöhnliches Schloß.

Nachdem ich drinnen war und die Tür wieder hinter mir geschlossen hatte, ging ich direkt zur Fensterwand, öffnete die Schiebetüren und betrat den kleinen Balkon. Ohne zu zögern – ich gab mir vielmehr den Anschein, als erwartete man das von mir – zog ich meinen Mantel aus, warf ihn hinunter auf die Straße, kletterte auf das Balkongeländer, griff nach dem unteren Rand von Broz' Geländer und schwang mich hinauf.

Schließlich zog ich mich über das Geländer und stand auf seinem Balkon. Ich schnaufte nicht einmal. Der Große Wallenda. Ich warf einen beiläufigen Blick auf die Straße hinunter. Es gab keinen Auflauf. Kein Cop schrie zu mir herauf, keine besorgten Bürger zeigten mit dem Finger auf mich. Ich stellte mich nahe an die Glastür, zog meinen Revolver heraus und zerschlug das Glas rund um den Türgriff. Noch immer kein Geschrei und Gezeter. Und selbst wenn – ganz sicher hatten die Cops in Georgetown nur Vogelflinten bei sich, und ich war außer Reichweite. Ich griff durch das Loch und klinkte die Tür auf. Dann zog ich vorsichtig meine Hand zurück. Man schneidet sich die Hand nie, wenn man hineingreift, sondern immer nur beim Herausziehen, weil man sie dann runterhängen läßt. Ich schob die Tür auf, ging hinein und schloß sie hinter mir.

Es war der Raum. Bett, Kommode, Schreibtisch, Bierkrug mit Stiften. Links von mir über der massiven Kommode befand sich ein sehr großer Spiegel im Mahagonirahmen, der an allen vier Ecken mit Winkelhaken an der Wand befestigt war. Eine der Türen führte in ein geräumiges, grün gekacheltes Badezimmer mit einem Waschbecken aus italienischem Marmor. Darüber befand sich wieder ein großer Spiegel. An der anderen Seite des Badezimmers befand sich eine weitere Tür. Ich öffnete sie und fand dahinter ein weiteres Schlafzimmer. Ich machte eine schnelle Runde durch die ganze Wohnung, um sicher zu sein, daß ich allein war. Die Schlafzimmer und das sie verbindende Badezimmer lagen an der Frontseite des Hauses. Auf der anderen Seite waren Eß- und Wohnraum und die Küche. Von dort sah man durch normale Fenster nach Georgetown hinunter. Die Wohnung war mit Möbeln überladen, alles in Mahagoni, und auf dem Boden lagen teure Teppiche.

Ich ging zurück ins Badezimmer und sah mir den Spiegel über dem Waschbecken an. Rechts war er an einem Scharnier befestigt. Ich klappte ihn auf, während ich mich gleichzeitig duckte, bis er an den Kristallrahmen stieß, der ihn umgab. Dahinter war, wie erwartet, die durchsichtige Seite eines Spiegels. Sie erlaubte einen Blick durch das ganze Schlafzimmer auf der anderen Seite. Von hier aus ließ sich alles, was dort passierte, beobachten und fotografieren. Von hier aus wurde (wenn nicht alles täuschte) Ronni Alexanders Videofilm-Debüt aufgenommen.

Ich schloß den Spiegel und durchsuchte die restliche Wohnung. Ich war nicht vorsichtig dabei. Die zerbrochene Balkontür ließ ja keinen Zweifel, daß eingebrochen worden war. Ich verfolgte einen doppelten Zweck: Zum einen suchte ich nach Dingen, die mir nützlich sein könnten, zum Beispiel weitere Videobänder oder ein Foto von Gerry Broz; zum anderen sollte der Eindruck entstehen, als hätte ein Dieb ziellos nach Beute gesucht. Es gab schließlich keinen Grund, Gerry vorsichtiger zu machen als nötig.

Die Wohnung hatte einen Wandsafe. Ich drehte am Griff. Er war verschlossen. Ich schenkte ihm keinen zweiten Blick. Ich kannte meine Grenzen.

Es gab nichts weiter in der Wohnung, das in der Wohnung eines wohlhabenden College-Studenten eine Überraschung bedeutet hätte. Soweit ich das sehen konnte, hatte Gerry keinen Mitbewohner. Es war fast Viertel nach zwei, als ich mit meiner Arbeit fertig war. Das Schloß, das von außen nicht zu knacken gewesen war, ließ sich von innen leicht öffnen. Ich nahm ungefähr zwanzig Dollar mit, die ich in einer alten Tabakdose in losen Scheinen und Münzen gefunden hatte, und etwas, das mir wie eine kleine Portion Kokain vorkam. Außerdem ließ ich noch ein Paar diamantener Manschettenknöpfe mitgehen. Dann ging ich hinaus. Draußen ging ich auf die Brücke und

ließ unauffällig das Kokain und die Manschettenknöpfe ins Wasser fallen. Das Geld war ja nicht belastend. Ich behielt es, um es auf dem Markt auszugeben.

Als ich auf dem Markt ankam, kaufte ich mir ein Wurstsandwich mit Pfeffer auf französischem Brot und dazu meine absolut letzte Tasse Kaffee für den Tag. Es war mein Sieges-Lunch, aber ich mogelte dabei. Ich wußte zwar eine Menge mehr als zu dem Zeitpunkt, an dem ich die vollbusige junge Frau in ihrem HOYAS-T-Shirt zum erstenmal gesehen hatte, aber ich war, soweit ich das übersehen konnte, der Lösung von Alexanders Problem noch keinen Schritt näher gekommen.

Andererseits wußte ich jetzt, wie Broz an die Bilder gekommen war. Was ich nicht wußte, war, wie sein Junge an die Bilder gekommen war. Er mußte zwanzig, höchstens einundzwanzig Jahre alt sein. Ronni Alexander war mehr als zweimal so alt wie er. Wo hatten sich ihre Wege gekreuzt? Was, zum Teufel, hatte sie Unfeines zu tun in seinem Apartment? Die sechsvierzig Jahre alte Frau eines Kongreßabgeordneten der Vereinigten Staaten beim Aufreißen von College-Bürschchen? Möglich war es. Und wenn es so war, hatte sie sich einen guten herausgefischt. Glückssache.

Ich aß mein Sandwich auf und trank den letzten Schluck meiner letzten Tasse Kaffee. Ich sah auf meine Uhr, zwanzig vor drei. Noch rund achtzehn Stunden bis zum Frühstück. Kaffee zum Frühstück, das ging in Ordnung. Ich ging zurück zu meinem Wagen in der Wisconsin Avenue und fuhr wieder ins Hay Adams.

Vom Hotel aus rief ich Martin Quirk an, der aber nicht da war. Statt seiner ging Belson an den Apparat.

Ich sagte: »Ich bin in Washington, D. C. und ich brauche alles, was ihr über Broz' Sohn Gerald habt.«

Er sagte: »Bin ich hier bei der Bahnhofsmission?«

Ich sagte: »Wenn Sie das für mich machen, bringe ich Ihnen nach meiner Rückkehr eine ganze Kiste Rolling Rock Extra Pale mit den langen Pfandflaschenhälsen vorbei.«

»Versuchen Sie etwa gerade, einen Diener des Gesetzes zu bestechen?«

»Ja.«

»Dann will ich mal sehen, was ich für Sie tun kann«, sagte Belson. »Ich rufe zurück.«

Ich gab ihm meine Nummer, legte auf, stand auf und schaute aus dem Fenster auf das Weiße Haus. Unten, zwischen mir und dem Weißen Haus, waren auf meiner Seite der Pennsylvania Avenue drei Busladungen von Leuten auf die Straße geströmt und demonstrierten im Lafayette ihre Unterstützung für irgend etwas. Ich beobachtete sie eine Zeitlang, aber ich bekam nicht heraus, worum es bei ihrer Demonstration ging. Also ließ ich meinen Blick wieder zum Weißen Haus hinüberwandern. Die Mischung aus Regen, Schnee und Graupel fiel noch immer vom Himmel. Ich zog das Telefonbuch hervor und schaute auf den Gelben Seiten unter Restaurants nach, ob ich irgend etwas fand, an das ich mich erinnerte. Während ich noch blätterte, rief Belson an.

»Gerald Joseph Broz«, sagte Belson. »Geboren am 18. November 1962. Einen Meter dreiundachtzig groß, hundertdreiundneunzig Pfund, schwarze Haare, braune Augen, keine Narben oder sonstige Unterscheidungsmerkmale. Keine Festnahmen registriert. Derzeit im letzten Schuljahr an der Georgetown University in Washington, D. C. Politische Wissenschaft im Hauptfach.«

»Habt ihr ein Foto?« fragte ich.

»Nein.«

»Wird er ins väterliche Geschäft einsteigen, wenn er graduiert ist?«

»Keine Ahnung. Er ist der älteste Sohn, man glaubt, er wird, aber keiner weiß es. Soweit bei den Organisierten Verbrechen bekannt, ist er sauber.«

Ich sagte: »Danke.«

»Gern geschehen. Wann kriege ich das Bier?«

»Sobald ich zurück bin«, sagte ich. »Kommst mich ja nicht teuer.«

»Nicht teuer?« sagte Belson. »Sie komischer Heiliger, Sie hätten mich schon für ein Sechserpack gekriegt.«

Ich hängte auf, beugte mich wieder über meine Restaurantliste und fand eines, an das ich mich erinnerte. Ich rief an und ließ einen Tisch reservieren.

Dann rief ich Wayne Cosgrove beim *Boston Globe* an, um zu fragen, ob sie ein Foto von Gerry Broz hätten. Er war nicht da. Ich sah auf meine Uhr. Viertel nach drei. Fünf Stunden, bis ich Susan abholen konnte. Zeit für Aus- und Rückblicke.

Paragraph sechs des Handbuchs für Schnüffler sagt: Im Zweifel verfolge jemand. Paragraph sieben sagt: Wenn du Zeit hast, verfolge jemand. Ich hatte Zeit, und ich wußte nichts anderes zu tun, also zog ich meinen Ledermantel an und meinen neuen flachen Cowboyhut, den mir Susan zum Geburtstag geschenkt hatte, und machte mich zurück auf den Weg nach Georgetown.

Die Rückfahrt war schwieriger. Es lagen fast drei Zentimeter Schnee, und Washington war bereits am Rand der Hysterie. Über Rundfunk wurde verkündet, daß der Schulunterricht ausfiel, und alle zehn Minuten gab es neue Lageberichte über das Unwetter. Auf der M Street brauchte ich pro Meter eine halbe Stunde, nur einen halben Block von Gerry Broz' Apartment entfernt.

An der Ecke M und 35. parkte ich in der Nähe eines Frachtunternehmens und prüfte im Fenster mein Spiegelbild. Tatsächlich war der Cowboyhut, den mir Susan zunächst gekauft hatte, eines von diesen hohen Zehn-Gallonen-Dingern gewesen mit einer Feder im Hutband, wie sie Willie Stargell trägt. Aber als ich ihn anprobierte, hatte ich keineswegs so ausgesehen wie Willie Stargell. Ich hatte ausgesehen wie Frito Bandito. Also trugen wir ihn zurück und tauschten ihn gegen den bescheideneren Gunclub Stetson ein, mit einer eher untertreibenden Feder von der Größe eines Kükenschwanzes im Band. Susan war auch noch dahinter her, daß ich Cowboystiefel kriegte, doch dafür fühlte ich mich noch nicht reif genug. Wenn es weiter aufwärts ging mit mir, dann konnte ich auch solche Stiefel anziehen und dazu vielleicht zwei Munitionsgürtel überkreuz im selben Farbton.

Als ich so dastand und meine Erscheinung überdachte, hielt ein Ford-Lieferwagen vor Broz' Haus. Auf der Seitenwand stand CANAL GLASS. Zwei Kerle stiegen aus, hoben eine große Glasscheibe von der Ladefläche und trugen sie ins Haus. Nach ein paar Minuten konnte ich sehen, wie sie sich mit Broz zerbrochener Balkontür beschäftigten. Es waren keine Polizeifahrzeuge in der Nähe zu sehen. Ich hätte gewettet, daß Broz es nicht melden würde. Ein Sohn von Joe Broz rief nicht die Cops. Er würde die Sache entweder ignorieren oder sie von Vaters Verein regeln lassen. Ich nahm eher an, daß er sie ignorieren würde.

Die Leute von CANAL GLASS brauchten vielleicht eine Stunde, bis sie die alte Scheibe heraus- und die neue hineinpraktiziert hatten. Während der Zeit bewegte sich sonst nichts in der Wohnung. Der Schnee, ab und zu noch vermischt mit Regen, fiel weiter. Das meiste von ihm schmolz, nur wenig blieb liegen. Wagen, die von der Key Bridge kamen, drehten ständig mit heulenden Hinterrädern durch. Die beiden Arbeiter

kamen mit der kaputten Scheibe herunter, legten sie auf die Ladefläche, stiegen ein und rauschten davon. Oben in Broz' Wohnung war nun alles wieder sicher. Als ich hinauf schaute, gingen die Lichter im Schlafzimmer an, brannten etwa drei Minuten und gingen dann wieder aus. Ungefähr eine Minute später verließ jemand das Haus. Es war ein junger Mann mit dunklen Haaren. Er sah so aus, als wäre er etwa einen Meter dreiundachtzig groß und um die 190 Pfund schwer. Und er sah auch dem Partner in Ronni Alexanders Film ähnlich.

Trotzdem mußte es sich nicht um Gerry Broz handeln. Es gab noch zwei weitere Wohnungen, und vielleicht wohnten in beiden noch jeweils mehrere Personen. Es konnte irgendwer anderer sein. Aber es konnte auch er sein. Also kam Paragraph sechs zum Zuge. Er ging die 35. Straße hinauf. Ich folgte ihm.

Wo die 35. Straße vom Fluß weg hinaufführt, wird sie etwas steil. Der Matsch aus Schnee und Regen machte die Sache auch nicht gerade leichter. Wir bogen nach links in die Prospect Street ein, gingen zwei Blocks weiter und standen vor der Georgetown University. Broz ging direkt in die Bibliothek, griff sich einen Stapel aufgebundener Zeitschriften, setzte sich in den Lesesaal und blätterte sie durch, ab und an Notizen machend. Von meinem Sitzplatz aus konnte ich nicht erkennen, was für Zeitschriften er durcharbeitete. Ich schaute mich hier und da im Lesesaal und den angrenzenden Räumen um. Außer am Ausgang, der wie die Sicherheitszone in einem Flughafen aussah, schenkte mir niemand auch nur die geringste Beachtung. Dabei hockte da eine ganze Reihe Studentinnen über ihren Büchern, doch keine würdigte mich eines Blicks. Gerade angetan war ich davon nicht.

Aber eine von ihnen schenkte wenigstens meinem Beobachtungsobjekt Beachtung. Sie kam in engen Jeans und einer grünen Weste über einem dicken weißen Pullover herein,

setzte sich meinem Objekt gegenüber und fragte: »Wie liefs mit deiner Abschlußprüfung in Politikwissenschaft, Gerry?«

»Ich glaube, ich hab's gut gebracht«, sagte Gerry. »Und du?«

»Ich glaube, ich hatte den Stoff drauf, aber dieser Bastard Ekkberg haßt mich.«

Gerry zuckte mit den Schultern. »Ekky haßt alle, vor allem Mädchen.«

Sie nickte. Sie schwätzten noch ein bißchen weiter, dann stand das Mädchen auf und ging. Wenn ich nun nicht von allen guten Geistern verlassen war, dann war dieser Gerry auch Gerry Broz. Er sah sogar aus wie sein Vater bzw. wie der mal ausgesehen hatte. Er strahlte irgendwie etwas Theatralisches aus. Er saß da, als wüßte er, daß man ihn von allen Seiten beobachtete. Aber er sah sanfter aus als sein Vater, auch nicht so übergewichtig und muskelarm, als wenn er sich nur immer ganz langsam fortbewegt hätte. Seinen braunen Parka mit blauem Futter, den er auf dem Weg zur Bibliothek getragen hatte, hatte er ausgezogen. Er trug ein blaues Oxford-Hemd aus Wollstoff mit Button-Down-Kragen und Röhrenhosen, dazu feste Stiefel. Um den Leib hatte er einen blauen Gürtel mit einem fortlaufenden roten Streifen darin, und seine Haare waren kurz und sorgfältig geschnitten. Je länger ich ihn mir anschaute, desto sicherer war ich, daß er der Mann auf dem Videoband war. Gerry Broz.

Um halb sieben stand Gerry auf, zog seinen Parka an, stopfte sein Notizbuch in eine grüne Aktentasche und verließ die Bibliothek. Am Ausgang ließ er den Inhalt seiner Tasche prüfen, und dann ging er, mit mir im Schlepptau, hinaus in die Dunkelheit, erreichte seine Wohnung und ging hinein. Ich verließ ihn dort. Es war Zeit, sich für Susan fertig zu machen.

Ich war wie aus dem Ei gepellt. Dunkelblauer Anzug mit Weste, feiner Nadelstreifen, Seidentüchlein in der Brusttasche, dunkelrote Krawatte mit winzigen weißen Punkten. Weißes Hemd mit Stehkragen und französischen Manschetten. Die Schuhe blankgeputzt. Ich war glattrasiert, und meine Zähne funkelten. Wäre das Wetter besser gewesen, ich hätte weiße Flanellhosen angezogen und wäre mit ihr den Strand entlangspaziert. Statt dessen saß ich mit Susan beim Bankett im Rive Gauche und bestellte mir ein Bier.

Susan sagte »Dewar's mit Wasser« zum Ober.

Rechts von uns saß eine Familie zusammen, offensichtlich Mutter und Vater mit Sohn und Schwiegertochter. Der alte Herr erklärte seinem Sohn und der Schwiegertochter, was für ein wirklich tolles As er sei. Hin und wieder pflichtete ihm die Mutter bei und bestätigte das mit dem tollen As. Der Sohn und seine Frau hörten düster-schweigend zu, wobei sich die Schwiegertochter ein strahlendes Lächeln abzwang. Offensichtlich zahlten die Eltern.

Es gab nur noch wenige Leute in unserem Raum. Das schreckliche Unwetter hatte Washington paralyisiert, und das bei Schneeverwehungen von gerade vier Zentimetern an den Rändern einiger größerer Straßen der Stadt.

Der Ober brachte unsere Getränke.

»Dewar's mit Wasser?« fragte ich.

»Gewiß. Nur, wenn einer hier die Marke nicht extra nennt, kriegt er den Schank-Whiskey.«

Ich trank einen Schluck von meinem Bier. Molson. Das Rive Gauche führte ebenfalls kein Rolling Rock Extra Pale. Das

große As am Nachbartisch erzählte gerade seinem Jungen, wie zäh man sein muß, um im Geschäftsleben oben zu bleiben, und brachte dazu ein paar Beispiele, wie zäh er neulich erst gewesen sei.

»Einsame Spitze«, sagte ich zu Susan.

»Einsam, aber gut«, sagte Susan.

»Wie wär's, wenn ich ihm drohte, ihn über den Haufen zu schießen, falls er nicht den Mund hält?«

»Vielleicht würde es klappen, aber der Rest des Abends hätte dann wohl einige Spannungen.«

»Ich weiß. Das Leben ist nicht einfach, was?«

Susan zuckte mit den Schultern. »Er ist ganz aus dem Häuschen wegen seiner Erfolge. Er möchte seinem Sohn etwas von dem mitgeben, was er weiß. Er bläst sich ein bißchen auf. Ich bin nicht sicher, ob das schon unter schwere Delikte fällt.«

»Er protzt vor seiner Schwiegertochter«, sagte ich.

Susan zuckte noch einmal mit den Schultern und lächelte.

»Er ist ein Mann.«

Der Ober erschien, um unsere Bestellungen entgegenzunehmen. Ich bestellte Taube, gefüllt mit Kraut. Susan bestellte Seezunge »Veronique«. Ich bat um die Weinkarte. Das große As zählte ein paar Leute auf, die er gerade neulich gefeuert hatte. Ich studierte die Weinkarte. Selbstbeherrschung. Wenn ich mich auf Susan und das Essen und den Wein konzentrierte, dann konnte ich den Kerl sicher ausblenden. Es war einfach eine Sache der Selbstbeherrschung. Der Weinkellner kam an den Tisch. Ich bestellte Gewürztraminer. Er lächelte beifällig, wie sie das alle tun, nahm die Weinkarte und verschwand.

Das große As setzte seinem Sohn ein paar Methoden auseinander, wie man ein Profi wird. Ich konnte fühlen, wie sich die Muskeln an meinen Schultern ein bißchen

zusammenzogen. Susan bemerkte, wie ich sie zu lockern versuchte.

»Genau dein Typ, nicht wahr?« sagte sie.

»Nimmt seine Arbeit ernst«, sagte ich.

»Tust du das nicht?«

»Nicht so ernst, wie ich dich nehme«, sagte ich.

Das Essen kam, dazu der Wein. Wir waren still, während serviert wurde.

Als die Servierer weg waren, fragte Susan: »Steckte da ein wenig Kritik in deiner Antwort?«

Ich erwiderte nichts.

»Meinst du, ich nehme meine Arbeit ernster, als ich dich nehme?«

»Mit dem Risiko, das in jeder Vereinfachung steckt«, sagte ich, »ja«.

»Weil ich wegen meiner Arbeit weg von dir bin?«

»Teilweise.«

»Deine Arbeit bringt dich auch von mir weg. Wo ist der Unterschied?«

»Wenn ich wegfahre, dann tue ich das, weil ich muß«, sagte ich. »Du hättest auch in Boston bleiben können.« Susan wollte etwas sagen. Ich hob die Hand. »Es ist mehr als das. Du bist freiwillig gegangen, du bist nicht...« Je länger ich redete, desto mürrischer klang es. Dabei war ich innerlich nicht mürrisch. »Du bist nicht traurig. Es geht dir gut.«

»Und dir wäre es lieber, das täte es nicht?«

Als ich ein kleiner Junge war, hat mir mal jemand erzählt, daß das Blut in deinen Adern blau ist, so wie es durch die Haut scheint, und es wird erst rot, wenn es an die Luft kommt. So ging es mir jetzt mit dem, was ich fühlte. Solange ich es drinnen behielt, war es anders. Es veränderte seine Farbe, wenn ich es aussprach.

»Es wäre mir lieber, wenn du mich ein bißchen mehr zu vermissen schienst.«

Susan trank einen Schluck Wein und stellte ihr Glas sehr vorsichtig zurück, als würde der Tisch schwanken. Sie sah eine Zeitlang auf das Glas, als wäre es etwas, das sie plötzlich entdeckt hätte. Dann hob sie ihre Augen und schaute mich an.

»Bis ich zwanzig war, war ich für meinen Vater die kleine Prinzessin, sein Spielzeug. Dann war ich die Frau meines Mannes, eine Verzierung seiner Karriere, und nach der Scheidung, nicht sehr lange danach, begegnete ich dir und wurde deine« – sie fuhr mit der Hand durch die Luft – »Freundin. Immer wurde *ich* durch *dich* wahrgenommen – *dich*, meinen Vater, *dich*, meinen Mann, *dich*, meinen Freund.«

»Von wem?« fragte ich.

»Von uns allen. Von dir, von mir selbst, immer durch *dich*, den anderen. Hier aber werde ich durch keine Linse betrachtet, hier werde *ich* nicht durch *dich* gesehen. Hier bin ich, was ich bin, und eine ganze Menge Leute sind hier von mir angetan, von dem, was ich selber bin, und weil sie noch nie von dir gehört haben. Ja, ich mag das. Und ja, ich vermisse dich. Aber dich zu vermissen, das ist der Preis, den ich dafür zu bezahlen habe, daß ich ganz ich selbst werde. Wenigstens eine Zeitlang. Und, gottverdammte, es ist ein Preis, den ich gern zahle. Ich habe irgendwie erwartet, daß du das besser verstehst.«

»Ich habe irgendwie gehofft, daß ich das auch tun würde«, sagte ich. »Ich tue mein Bestes.«

»Und ich auch«, sagte Susan mit Nachdruck.

Ich trank einen Schluck Wein. Die Wahrheit geriet mir wieder durcheinander, als ich sie aussprechen wollte. »Ich meine, mit dem, was du sagst, kann ich etwas anfangen«, sagte ich. »Aber ich glaube, du hast dir zuviel zugemutet. Du wirst zum ausführenden Organ deiner Arbeit. Du sprichst nicht mehr wie früher. Du gebrauchst deinen Berufsjargon, du machst dich

abhängig von deinem Beruf, du weißt, welche Leute wichtig sind, und du machst dich an sie heran. Du hast angefangen zu glauben, daß dir so etwas weiterhilft. Ich bin nicht sicher, wie sehr du dadurch *du selbst* wirst.«

»Ich werde nicht ich selbst«, sagte Susan. »Ich bin dabei, andere aus mir zu vertreiben und an einem Selbst zu arbeiten. Das ist ein Teil des Problems. Ich hatte nie ein Zentrum, einen Kern von Selbstsicherheit und Überzeugtheit. Ich habe bloß die Färbungen angenommen von denen, durch die ich mich definierte, meinem Vater, meinem Mann, meinen...« – sie lächelte ein bißchen – »... Freund. Natürlich werde ich jetzt ein wenig päpstlicher als der Papst. Gleichzeitig fühle ich mich wie eine Anfängerin im ersten Semester. Und wenn es dir hilft, dann sieh mich als jemanden an, der gerade erst sein Nest verläßt. Schon mich nur zu erklären, schränkt mich ein, ist mir lästig, stellt mich bloß. Ich möchte tun, was ich will.«

»Es sei denn, dein Doktorvater sagt, du sollst nicht«, sagte ich.

»Das ist nicht fair. Das ist nicht... es ist uneinsichtig. Du kommst noch nicht von deinem eigenen Blickpunkt los. Ohne einen verdammten Schlüssel kannst du einen aber nicht verstehen. Und du siehst nicht, daß für Millionen von Menschen, Männer wie Frauen, der Arbeitsplatz der Schlüssel ist.«

Ich schüttelte den Kopf. »Du hast dich genau alldem ausgeliefert, von dem ich mein Leben lang frei zu werden versucht habe. Dafür habe ich gearbeitet.«

»Ich weiß«, sagte Susan.

»Du versteifst dich auf eine Art zu leben, die ich nicht nur wenig einladend finde, sondern die ich sogar mißbillige.«

Susan nickte.

»Ich habe stets angenommen«, sagte ich und drehte dabei mein Weinglas, »ich habe stets angenommen, daß deine Art

der Identitätssuche eher...« – ich drehte den Stiel meines Weinglases langsam zwischen meinen Fingern und betrachtete die Kerbe, die sich dabei ins Tischtuch drückte – »oberflächlich ist.«

Susan schaute mich unverwandt an. »Das ist eine Sicht, die du gern jedem aufdrängst, mit dem du näher zu tun hast. Du bist sehr streng in dem, was du glaubst. Das belastet die Menschen.«

Ich nickte. »Vielleicht muß jemand sich von mir entfernen, um seine eigenen Ansichten zu entwickeln.«

Ich hörte auf, an meinem Weinglas zu drehen, hob es hoch und trank einen Schluck. Dann zog ich die Flasche aus dem Kübel und goß bei Susan und mir nach.

»Der Haken dabei ist: Du bist nicht oberflächlich«, sagte ich. »Und wenn du es wärst, würde es auch nichts machen. Ich würde dir immer folgen, bis in die Hölle, so oder so.«

Susan nahm etwas von ihrer Seezunge auf die Gabel.

»Also habe ich unrecht gehabt«, sagte ich. »Da frage ich mich, wo ich sonst noch falsch liege. Fang an, an mir selbst zu zweifeln. Meine Autonomie gerät ins Wanken.«

Ich nahm einen Bissen von meinem Vogel. Er war köstlich. Ich versuchte von dem Kraut. Es hatte einen herrlichen Rauchgeschmack.

»Wie kommt's, daß ich noch hungrig bin, wo doch mein Herz will brechen...«, sagte ich.

Susan lächelte. »Eingefahrene Verhaltensweisen sind schwer zu erschüttern«, sagte sie.

»Der andere Punkt, der mir auf den Magen schlägt«, sagte ich, »ist, sagen wir mal, der Eindruck, daß du dich allzu exzessiv mit dir selbst beschäftigst. Dabei habe ich dir das gegeben, was mir als das Wünschenswerteste auf der Welt erscheint. Ich habe dich ohne Einschränkung geliebt, ganz und

gar. Und ich tue es noch. Ich glaube, ich habe das Gefühl, du weißt das nicht zu würdigen.«

»Um Himmels willen«, sagte Susan. »Du bist trotzdem noch ein Mensch.«

»Aber das ist nicht dein Problem, sondern meines, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Susan. »Es wäre die Sache wert, wenn du einmal darüber nachdächtest, ob du mich meinetwegen liebst oder deinetwegen.«

»Das will ich nicht«, sagte ich.

»Warum nicht?«

»Jeder braucht sein Luftschloß«, sagte ich.

»Liebe?«

»Romantische Liebe«, sagte ich. »Ich möchte nicht darauf verzichten.«

Ich beschattete Gerry Broz den ganzen nächsten Tag, während Washington sich wieder langsam von dem erholte, was ihm wie der Weltuntergang vorgekommen war. In Boston hätten wir zu diesem Sturm nur gesagt: Ein Lüftchen wehte vorbei. Gerry unternahm nichts weiter Bemerkenswertes, als daß er wieder ins Seminar und dann in die Bibliothek ging und dann wieder heim in seine Wohnung.

Ich trottete hinter ihm her und sah mir den Campus der Universität an. Er war groß, zog sich hin vom Georgetown Medical Center an der Reservoir Road bis hinunter zum Steilufer des Flusses. Die älteren Gebäude waren aus Bruchstein gebaut und im neugotischen Stil, die neueren aus Backstein.

Am Abend suchte Gerry die Bibliothek auf und forschte weiter. Während ich nebenan herumschmökerte, hielten hintereinander drei Kommilitoninnen bei ihm an und schwätzten mit ihm. Zweimal ging er hinaus und rauchte eine Zigarette, und um Viertel nach neun klappte er sein Notizbuch zu und ging zurück in sein Apartment. Ich sah seine Lichter im Schlafzimmer, bis sie um halb zwölf ausgingen. Dann machte ich mich auf den Weg zurück ins Hay Adams und fiel erschöpft ins Bett. Bisweilen sind die Aufregungen, die ein Erzkriminalist durchzustehen hat, einfach zuviel für einen Mann.

Am nächsten Morgen ging es so weiter, jede Minute ein neuer Nervenkitzel. Diesmal gingen wir nicht ins Seminar. Wir schlenderten frohgemut die M Street entlang bis zu einem Coffee shop, wo Gerry sich mit zwei sehr jungen Mädchen

unterhielt, bestes High-School-Alter. Sie saßen ungefähr eine halbe Stunde in einer Nische zusammen. Danach ging unser Georgetown-Spaziergang weiter, mit fünfmaliger Unterbrechung. Ich notierte mir die Adressen, bei denen er haltmachte. Bin ja kein Novize.

Broz war in keinem der Häuser länger als fünf Minuten. Dann kehrte er wieder ebenso frohgemut zu seinem Apartment zurück, öffnete die Garage, holte einen roten Datsun 280-Z heraus und fuhr Richtung Innenstadt. Ich folgte ihm in meinem Mietwagen. Er fuhr die Pennsylvania Avenue auf das Capitol zu, umrundete es auf einer der Umfahrungsstraßen, dann ging es zurück auf die Pennsylvania hügelaufrwärts, südöstlich vom Capitol. Nach ungefähr zwei Blocks parkte er ein, stieg aus und absolvierte eine weitere Reihe von Besuchen wie zuvor in Georgetown. Danach stieg er wieder in den Wagen und fuhr in die F Street gleich östlich vom Weißen Haus. Dort ging er in den Old Ebbitt Grill, wo er zu Mittag aß. In seiner Gesellschaft waren drei Burschen seines Alters, von denen einer eine Trainingsjacke anhatte.

Das Restaurant war eng und altertümlich eingerichtet, drei Stockwerke umfassend und in einzelne kleine Speiseräume eingeteilt. Ich trank ein Bier und aß einen Hamburger an der Bar, während Gerry und seine Kumpane einen Stock höher schmausten.

Als sie gingen, stieg der Bursche mit der Trainingsjacke zu Gerry ins Auto, und die beiden anderen folgten ihnen in einer grünen Mazda-Limousine. Nummer drei in der Reihe war dann ich. Es ging zurück nach Georgetown. Gerry fuhr seinen Datsun in die Garage, der grüne Mazda parkte draußen auf der Straße. Die vier Männer gingen hinein, und ich blieb draußen stehen.

Ungefähr eine halbe Stunde später tauchten die beiden jungen Mädchen auf, die mit Gerry gefrühstückt hatten, und

verschwanden im Haus. Als sie hineingingen, wirkten sie bereits ziemlich aufgekratzt, und als sie gegen vier Uhr nachmittags wieder herauskamen, waren sie offensichtlich betrunken. Sie kicherten, als sie an mir vorbei die 35. Straße hinaufschwankten. Ich sah, wie sie sich die Steigung hinaufquälten, schaute zurück zur Wohnung und dann wieder hinter ihnen her. Vielleicht setzte ich zur Abwechslung mal auf sie, Paragraph sechs. Ich hüpfte in meinen Wagen und folgte ihnen.

Oben auf dem Hügel trennten sich die Mädchen. Die eine ging weiter geradeaus, die andere bog nach rechts ab in die O Street. Hinter der fuhr ich her.

Sie hatte einen halben Block in der O Street hinter sich, als sie anhielt, um sich eine Zigarette anzuzünden. Sie kämpfte noch mit dem Wind, als ich mit meinem Wagen herankam, stoppte und ausstieg. Sie bemerkte mich nicht, bis ich direkt neben ihr stand. Sie war betrunken, als es aus der Ferne erschienen war, und hielt die Flamme ihres Feuerzeugs fünf Zentimeter von ihrer Zigarette entfernt. Ich nahm es ihr aus der Hand und die Zigarette aus ihrem Mund, zündete sie an und gab sie ihr wieder. Ich zog meine Brieftasche aus der Gesäßtasche und ließ sie dabei einen Blick auf den Revolver in meinem Gürtel werfen. Ich klappte die Brieftasche auf, hielt ihr meine Marke hin und ließ sie wieder zuschnappen.

»Ich möchte mit Ihnen reden«, sagte ich.

Sie blinzelte mich unsicher an.

»Steigen Sie in den Wagen«, sagte ich.

»Warum soll ich das tun?«

»Sie haben das Recht, die Antwort zu verweigern«, sagte ich.

»Sie haben das Recht auf einen Anwalt. Wenn Sie sich keinen Anwalt leisten können, wird Ihnen einer gestellt.«

Ich öffnete die Tür. Ich faßte sie am Arm und half ihr in den Wagen.

»Alles, was Sie sagen, kann und wird vor Gericht gegen Sie verwendet werden.«

Ich schlug die Tür zu, ging um das Auto und setzte mich hinter das Steuer.

»Was soll ich tun?« wollte sie wissen. Sie zog unbeholfen an ihrer Zigarette, als hätte sie noch keine großen Erfahrungen damit.

Ich legte den ersten Gang ein, und wir rollten die O Street entlang.

»Ich habe ein paar Fragen an Sie«, sagte ich.

»Ich will zu meinen Eltern«, sagte sie.

»Okay«, sagte ich. »Wir fahren zu Ihnen nach Hause. Ich werde in ihrer Gegenwart meine Fragen an Sie stellen.«

»Nein«, sagte sie.

»Okay, rühren wir die Scheiße mal um. Du bist in der Öffentlichkeit betrunken, du bist minderjährig, du warst bei einer Sex-Orgie, du bist ziemlich in Schwierigkeiten.«

Die Sache mit der Sex-Orgie war natürlich Erfindung. Aber zwei High-School-Girls mit vier College-Boys betrunken am Nachmittag, da lag der Gedanke wohl nicht fern. Und selbst wenn es nicht wahr wäre, die Anklage würde einen Makel hinterlassen.

»Sie haben kein Recht, mir das vorzuhalten«, sagte sie. Ihre gekränkte Reaktion war aber schwach.

»Wie heißt du?« Ich war ganz Autorität.

»Linda.«

»Linda, und weiter?«

Sie schüttelte den Kopf. Ich griff hinüber und nahm ihre Handtasche.

»Das dürfen Sie nicht«, sagte sie, und ihre Aufregung nahm zu.

Ich achtete nicht auf sie. Mit der Handtasche zwischen meinen Knien fummelte ich mit einer Hand so lange daran

herum, bis ich sie offen hatte und darin herumwühlen konnte. Dabei fuhr ich immer weiter. In ihrer Briefftasche fand ich einen Ausweis des District of Columbia über eine vorläufige Fahrerlaubnis, und der sagte mir, daß sie Linda Remmert hieß und sechzehneinhalb Jahre alt war. Außerdem fand ich ein kleines Tütchen mit Kokain.

Ich sah sie an. Sie kauerte in der Ecke ihres Sitzes und sah bei weitem nicht aus wie sechzehneinhalb. Auf ihren Wangen rannen ein paar Tränen. Sie hatte kurzgeschnittene schwarze Haare und eine leicht nach oben gebogene Nase. Offensichtlich hatte sie sich am Morgen ein Make-up aufgelegt, aber davon war jetzt nicht mehr viel zu sehen. Ich bog nach links in die Wisconsin Avenue ein, ohne ein Wort zu sagen. Das Kokain und die Fahrerlaubnis schob ich in meine Hemdtasche.

»Das gehört nicht mir«, sagte sie.

Ich sagte nichts.

»Bestimmt nicht«, sagte sie. Sie sprach mit schnüffelnder Stimme, und die Tränen liefen ihr weiter die Backen hinunter.

»Mein Ehrenwort«, sagte sie. »Ich weiß nicht, wie es da hineingekommen ist.«

Ich fuhr weiter.

»Wohin fahren wir?« fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. Wir fuhren weiter. Sie hatte angefangen, leise zu schluchzen. Ich fühlte mich wie ein Kinderschreck. Manchmal heiligte der Zweck die Mittel, manchmal nicht. Mir schien, daß ich zuletzt selbst mehr Schwierigkeiten bekommen würde – egal, ob das Ergebnis mich rechtfertigte oder nicht. Oben auf dem Hügel stand rechts von der Straße die Washington Cathedral. Ich lenkte den Wagen vor das Portal und hielt an.

Linda sah mich an und bemühte sich, nicht zu schluchzen.

Ich drehte mich zu ihr, legte meinen rechten Arm auf die Rücklehne ihres Sitzes und sagte: »Linda, die Sache wird schon gut ausgehen.«

Sie starrte mich ausdruckslos an.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich meine, es gibt eine Möglichkeit für dich, aus dieser Sache herauszukommen.«

Sie starrte mich weiter an und sagte nichts.

»Ich habe keine Lust, ein sechzehn Jahre altes Kind ins Kittchen zu bringen. Ich bin hinter etwas Wichtigerem her. Wenn du mir hilfst, werde ich dir helfen.«

»Was soll ich tun?«

»Erst einmal erzählst du mir, woher du den Schnee hast, dann erzählst du mir, was du drinnen mit Gerry Broz gemacht hast, und dann fahren wir weg von hier.«

»Ich möchte keinen in Schwierigkeiten bringen«, sagte sie.

Ich nickte. »Am wenigsten dich selber«, sagte ich. »Hör mal, Kleine, ich habe etwas gegen dich in der Hand. Ich möchte aber nicht, daß du drankommst, also liefere mir jemand anderen. Jemanden, der es mehr verdient.«

Nach zwanzig Minuten wußte ich alles.

Gerry Broz dealte mit Koks. Wenn du kein Geld hattest, gab er den Koks gegen Sex.

»Wenn er dich für sexy hält«, sagte Linda stolz.

»Sex für ihn selbst?«

»Für ihn selbst und seine Freunde«, sagte Linda.

»Wenn sie dich für sexy halten.«

Linda nickte. Broz dealte auch bei einer ganzen Menge von Washingtons feinen Leuten, erzählte Linda. Sie wußte nicht, bei wem, aber Gerry prahlte mit den Leuten, denen er etwas verkaufte.

»Oder sonst was aushandelte«, sagte ich.

»Sind keine Jugendlichen«, sagte Linda. »Erwachsene, Frauen mittleren Alters.«

»Woher weißt du das?«

»Sie veranstalten Parties, sogenannte Oma-Parties. Gerry nennt alle älteren Frauen Omas. Sie laden uns ein und lassen uns zuschauen.«

»Zuschauen?«

Linda nickte. Sie fand das nett.

»Sie haben solche Vorrichtungen, durch die man hindurchgucken kann. Im Badezimmer gibt es einen Einweg-Spiegel. Durch den kann man sie beobachten.«

Für Linda war das offenbar das Interessanteste, was sie zu tun hatte, und sie redete entsprechend gern darüber, nachdem sie erst einmal angefangen hatte. Es war, als hätte sie vergessen, warum ich sie fragte. Sie war einfach ein aufgeregter

Teenager, der von seinen Abenteuern erzählte, bis auf den Umstand, daß ihre Aussprache etwas undeutlich war.

»Halt die Luft an«, sagte ich. »So was würde ich gern mal sehen.«

Linda nickte. »Es ist wirklich 'ne Schau«, sagte sie. »Ein paar von diesen Frauen, also richtig tolle Frauen...« Sie schüttelte den Kopf, als sie an diesen ganzen Schwindel dachte.

»Könntest du mich da hineinschmuggeln?« fragte ich.

Ihre Augen weiteten sich.

»Ich wette, du kannst«, sagte ich. »Du schmuggelst mich rein, und du bist raus. Es wird dann laufen, als hätten wir uns nie gesehen. Ich gebe dir den Koks zurück und die Fahrerlaubnis, sobald wir es geschafft haben.«

Linda sagte: »Ich weiß nicht.«

Ich sagte: »Ich wette, du kannst. Du kannst einfach durch die Haustür gehen, durch das Wohnzimmer hinein ins Badezimmer. Wenn alles sich im Schlafzimmer abspielt, gibt es ja keine Möglichkeit, daß sie dich sehen.«

Linda schwieg. »Na ja, das ist... Woher wissen Sie, wie es dort aussieht?«

»Es gibt nicht viel, das ich nicht weiß«, sagte ich. »Merk dir das.« Das delphische Orakel.

»Ich weiß nicht.«

»Wann ist die nächste, eh, Vorstellung?« fragte ich.

»Morgen früh«, sagte sie. »Elf Uhr.«

»Früher Vogel fängt den Wurm«, sagte ich. »Ich hole dich hier an dieser Stelle ab, genau zehn vor elf. Dann schlüpfen wir pünktlich hinein.«

»Okay. Ich verstehe. Was ist aber, wenn ich nein sage?«

Ich lächelte sie an, aber ohne jede Wärme. Jedes Jahr ging es ein bißchen leichter, dieses Lächeln ohne Wärme. Ich kam mir langsam wie Jimmy Carter vor.

»Also gut, wie machen wir es?«

»Du gehst hinein«, sagte ich. »Dann, wenn die Sache losgeht, kommst du und läßt mich herein.«

»Normalerweise schaue ich zusammen mit meiner Freundin zu. Was ist, wenn sie etwas verrät?«

»Sag ihr, sie soll es nicht tun. Sag ihr, ich bin dein Papa und glaube daran, daß die Familie zusammengehört. Das ist dein Problem.«

»Sie sind älter als mein Vater«, sagte sie.

»Vielleicht auch nicht, vielleicht hatte ich nur ein härteres Leben.«

Sie kicherte und hatte einen Schluckauf. »Kaum, außer, Sie wären mit meiner Mutter verheiratet«, sagte sie.

Ich sagte nichts dazu. Ich fragte sie nicht, wie alt ihr Vater war. Ich hatte so meine Befürchtungen.

»Margy ist in Ordnung«, sagte Linda. »Sie wird den Mund halten.«

Ich zog das Kokain und ihre Fahrerlaubnis aus meiner Hemdtasche.

»Merk dir«, sagte ich, »ich habe hier etwas, um meinen Wünschen Nachdruck zu verleihen.«

Sie nickte.

»Spiel nicht plötzlich die Überschlau, wenn dein Rausch nachläßt«, sagte ich. »Glaub nicht, ich bin mir zu fein, dich auflaufen zu lassen.«

Sie schüttelte heftig den Kopf. Heftiger, als mir lieb war. Ich fuhr sie bis an die Ecke der Straße, in der sie wohnte, und ließ sie aussteigen.

»Morgen«, sagte ich. »Zehn vor elf.«

»Ja«, sagte sie, stieg aus und ging weg, wobei sie noch einen schnellen Blick zurückwarf.

Susan und ich saßen bei einem Drink im Class Reunion in der H Street. Der Laden war mit Journalisten vollgestopft, und es wurde mächtig geschluckt.

»Eine Orgie?«

Ich nickte.

»Du hast eine Verabredung mit einem sechzehnjährigen Mädchen, um eine Orgie anzuschauen?«

Ich nickte wieder.

»Und wie bist du zu der Verabredung gekommen?«

»Indem ich ihr einen Polizisten vorgespielt habe«, sagte ich.

Susan nickte. Sie trank einen kleinen Schluck von ihrem Dewar's mit Wasser.

»Hast du vor, dabei mitzumachen?« fragte sie.

»Nicht, falls du nicht dort auftauchst.«

Susan nickte und nickte. »Bei einer – wie hat der kleine Liebling das genannt?«

»Einer Oma-Party.«

»Richtig, einer Oma-Party.«

»Es sind natürlich keine richtigen Omas«, sagte ich. »Es liegt daran, daß die Kinder eben noch so jung sind. Also fällt ihnen nichts Besseres ein.«

Susan nickte wieder. Ich goß mir etwas Budweiser in mein Glas.

»Habe nur Bier bestellt, keine Marke genannt«, sagte ich.

»Frage mich, ob dies die Hausmarke ist.«

Susan ignorierte mein Problem.

»Was erwartest du dir von der Sache?« fragte sie.

»Es geht mir wie immer«, sagte ich. »Ich weiß es nicht, bis ich es sehe. Ich gehe einfach los und schaue nach. Besser, als sitzen und warten.«

»Das erfordert eine ganze Menge an Frustrationstoleranz«, sagte Susan.

»Das tun viele Dinge«, sagte ich.

»Machen wir einen Spaziergang?« sagte sie. »Ich habe hier nicht genug Bewegung.«

»Gern.«

Ich bezahlte unsere Drinks, und wir gingen. Es war eine schöne Nacht. Die Temperatur war angenehm, das Wetter klar. An der Ecke der H Street bogen wir nach Osten in die Pennsylvania Avenue ein, Richtung Weißes Haus.

»Meinst du, daß Alexander wirklich eher aus dem Rennen aussteigt, als seine Frau bloßzustellen?«

»Ganz sicher«, sagte ich.

»Es wäre hart für ihn, wenn er sich anders entschied«, sagte Susan. »Wegen der Schuldgefühle.«

»Ja, das wäre es«, sagte ich. »Aber ich glaube, er ist noch anständiger, als daß er nur daran dächte. Ich glaube, er will sie nicht verletzen.«

»Wenn er ausstiege«, sagte Susan, »könnte er sich wie ein Held fühlen und ihr Schuldgefühle beibringen.«

»Er sagt, sie soll niemals erfahren, daß er von den Filmen weiß.«

»Es gäbe ihm die Chance, sich ihr überlegen zu fühlen«, sagte Susan.

Wir gingen an den enormen Granitpfeilern des Verwaltungsgebäudes vorbei, das in der Nähe des Weißen Hauses gegenüber dem Blair House lag. Es war in jeder Hinsicht genauso, wie ein Verwaltungsgebäude zu sein hat.

»Das klingt so zynisch«, sagte ich. »Gibt es denn keine Verhaltensweisen, die ganz selbstlos sind?«

Susan schwieg eine Weile, während wir vor dem Weißen Haus entlanggingen.

»Vielleicht nicht«, sagte sie.

»Das bedeutet, daß die Frau, die ihr Kind zu retten versucht, dies deswegen tut, weil sie sonst nicht mehr in den Spiegel gucken könnte?«

»In der Art. Die Leute tun viel für das Bild, das sie sich von sich selber machen.«

»Wenn man das Leben so sieht, bleibt nicht mehr viel Romantik übrig«, sagte ich.

Susan zuckte mit den Schultern.

»Dann darf man an nichts mehr glauben, nicht an Helden und nicht an Schurken, nicht an Gute und nicht an Böse, nicht wahr?« fragte ich. »Wenn alles, was man tut, eigennützig ist.«

»Helden und Schurken, Gute und Böse, damit kann ich bei meiner Arbeit nichts anfangen.«

»Geschenkt«, sagte ich. »Aber könntest du damit nicht etwas in deinem Leben anfangen? Nach welchen Regeln handelst du?«

Wir gingen jetzt an der Ostseite des Weißen Hauses vorbei.

»Natürlich stecken in mir noch Überreste aus meiner Erziehung, meiner religiösen Unterweisung und dem, was mir in der Schule eingeschärft wurde. All dieses Genörgel unter der Überschrift ›Gewissen‹. Aber bewußt und rational versuche ich zu tun, was mir am meisten nützt und die anderen zugleich am wenigsten kostet.«

»Und im Falle eines Konfliktes?«

»Ich versuche, ihn zu lösen.«

Das Weiße Haus wurde auf allen Seiten hell von Scheinwerfern erleuchtet, die innerhalb des eisernen Zaunes angebracht waren. Es gab gewiß auch Sicherheitsschranken, aber zu sehen war davon nicht viel. Wir bogen wieder nach links in die Pennsylvania Avenue ein.

»Du verstehst mich nicht, nicht wahr?« fragte Susan.

»Hört sich für mich ziemlich nach Hobbes an«, sagte ich.

»Ganz im Gegensatz dazu, daß ich von uns beiden viel mehr formelle Erziehung genossen habe als du, und abgesehen davon, daß du in gewisser Weise dazu neigst, die Probleme rein physisch zu lösen, bist doch du der Intellektuelle von uns und nicht ich. Du bist es, der über solche Fragen wie diese nachgrübelt – wie bestimmt jemand über sein Verhalten. Du liest Hobbes und gottweißwas. Ich weiß nicht einmal den Vornamen von Hobbes.«

»Thomas«, sagte ich.

»Oder was er gesagt hat und wann. Die Art, wie du über dein Handeln nachdenkst, hat für mich kaum Bedeutung. Auch nicht für die Leute, mit denen ich beruflich zu tun habe. Wir sind, wie man so schön sagt, ergebnisorientiert.«

»Bei mir stellen sich in der Arbeit diese Fragen dauernd«, sagte ich.

»Natürlich tun sie das. Teils schon deswegen, weil du es bist, der diese Arbeit macht, teils deswegen, weil du dir einen Job gesucht hast, in dem einem solche Fragen kommen.«

In unserem Rücken ragte die majestätische Regierungsarchitektur mit der Bundesenergieverwaltung, der Post und dem Justizministerium auf und über die Straße das FBI-Gebäude. Mein Knie fing schon an, sich zu beugen, bis ich mich wieder fing. Der obrigkeitliche Klassizismus dieser Architektur war zwar ein bißchen aufdringlich, aber andererseits gab er sich eben so, wie er wirken sollte. Und was gab es schon weniger Aufdringliches rundherum?

»Läßt sich denn auch unsere Beziehung derart pragmatisch analysieren?« wollte ich wissen.

»Ich liebe dich, weil ich es unwiderstehlich finde, so ganz und gar geliebt zu werden. Du liebst mich, weil und solange du an die romantische Liebe glaubst.«

Vorne rechts sah man jetzt die National Gallery mit ihrem neuen Flügel. Dahinter ragte das Capitol auf seinem Hügel hervor.

Wir wendeten und gingen die Pennsylvania Avenue hinauf.

»Zu schade, daß es so spät ist«, sagte ich. »Hätten wir noch Tag, dann könnten wir das FBI besichtigen. Vielleicht würden sie mir eine ihrer Maschinenpistolen zeigen.«

»War das dein abschließender Kommentar?« fragte Susan.

»Ich weiß keinen«, sagte ich.

»Was denkst du über das, was ich gesagt habe?«

»Ich denke, es ist ein ziemlicher Mist«, sagte ich.

»Würde es dir Schwierigkeiten bereiten, meinen Standpunkt zu ertragen?«

»Nein«, sagte ich.

Linda war um zehn vor elf da. Wenn sie nicht angekiff't und angetrunken war, wirkte sie angespannt, bedrückt, verschreckt. Verlegen, scheu und unruhig wie eine Weide im Sturm.

Ich lächelte, als sie einstieg.

»Ich hoffe, ich bin richtig angezogen«, sagte ich. »Ich war bisher noch nie auf einer Oma-Party.«

Linda sagte nichts. Sie blickte geradeaus. Als ich den Wagen vom Bordstein lenkte, sagte ich: »Wir müssen einen Plan machen.«

Sie nickte.

»Wer wird dort sein?« fragte ich.

»Ich und Margy«, sagte sie. »Und Jerry und Butch und Claude und Jimmy und die beiden Omas.«

»Et moi«, sagte ich.

Sie nickte.

»Wer schaut durch den Einweg-Spiegel?«

»Nur ich und Margy.«

»Okay«, sagte ich. »Ich warte draußen. Du und Margy, ihr geht vor und macht es euch im Badezimmer gemütlich. Dann, wenn die vier Burschen und die zwei Ladies zur Sache kommen, geht ihr durch das andere Schlafzimmer hinaus, dann durch das Wohnzimmer zur Wohnungstür. Die öffnet ihr mir.«

»Was ist, wenn sie mich abfangen?«

»Ich beschütze dich.«

»Vor vier Kerlen?«

Ich spannte meinen Bizeps. »Ich bin so stark, kleine Lady, wie zehn andere.«

»Und Sie haben eine Pistole«, sagte sie.

Ich zuckte mit den Schultern. »Das gehört dazu«, sagte ich.

»Wie kommt es, daß keine weiteren Cops bei Ihnen sind? Brauchen Sie überhaupt keine Rückendeckung?«

Sie sehen halt alle Fernsehen.

»Hätte ich einen zweiten Mann dabei, meine Süße, dann könnte ich die Sache mit dir kaum vertuschen.«

Sie nickte und sah mich jetzt zum erstenmal an.

»Sie lassen mich wirklich aus der Sache raus, ja?«

»Ja«, sagte ich. »Das tue ich.«

Wir stoppten in der M Street in Sichtweite von Gerrys Haus. Ich sah hinauf zu den Fenstern seiner Wohnung. »Das Badezimmerfenster muß verdunkelt sein, wegen des Einweg-Spiegels. Die Fenster davor müssen zum zweiten Schlafzimmer gehören.«

Linda sagte: »Ja.«

»Wenn du die Tür für mich geöffnet hast, mach das Schlafzimmerfenster auf. Sobald ich das sehe, komme ich hinauf.«

»Okay.«

Wir saßen und schwiegen. Linda war blaß. Man konnte hören, wie sie schluckte. Zwei gutangezogene Frauen, schätzungsweise Anfang Vierzig, gingen an uns vorbei die M Street hinauf und verschwanden im Haus. Die Omas? Kurz darauf sagte Linda mit gepreßter Stimme: »Da ist Margy.«

»Okay«, sagte ich. »Los geht's.«

Linda sah wie eine Verurteilte aus, als sie aus dem Wagen stieg. Aber sie ging, widerstandslos. Sie holte Margy ein, und als sie miteinander redeten, schaute sich Margy einmal zu meinem Wagen um, dann nickte sie, und beide gingen hinauf ins Apartment.

Um 11.15 Uhr kamen drei College-Boys die 35. Straße herunter und betraten Gerrys Haus. Ich zog eine Polaroid-Kamera aus einem Turnbeutel, in dem ich meine Geräte zu

verstauben pflegte. Flashgun-Casey, der Krimi-Fotograf. Es war fast zwölf Uhr mittags, als ich sah, wie das Schlafzimmerfenster aufging. Ich stieg aus dem Wagen und ging über die Straße in das Wohnhaus. Die Haustür machte mir ebensowenig Schwierigkeiten wie das letztmal.

Im dritten Stock stand die Tür zu Gerrys Apartment einen Spalt offen. Ich drückte sie auf. Man konnte Rockmusik im Hintergrund hören. Ich ging durch das Wohnzimmer, an der Eßecke vorbei, und in das zweite Schlafzimmer. Die Badezimmertür war geschlossen. Ich machte sie auf. Die Mädchen standen so, daß sie halb durch den Spiegel und halb auf mich schauten. Die Rockmusik war hier etwas lauter, aber immer noch sehr gedämpft. Das Schlafzimmer mußte schallgedämpft sein. Margy hatte ihre Haare in einen langen Zopf geflochten. Ich lächelte höflich und machte eine Geste, sie sollten vom Spiegel zurückgehen. Sie zogen sich bis an die Rückwand des Badezimmers zurück, ängstlich und zugleich aufgeregt. Sie beobachteten alles, was ich tat.

Ich sah durch den Spiegel. Die beiden gutangezogenen Frauen, die ich vorher schon gesehen hatte, waren da, aber gutangezogen waren sie jetzt nicht mehr. Sie waren nackt. Wie die vier College-Boys.

Die Frauen waren nackt, aber sie sahen nicht so nackt aus, wie Frauen das in den Nacktmagazinen tun. Diese Frauen waren wirklich – mit nicht immer ganz so glatter Haut, mit leicht hängenden Brüsten, mit den kleinen Falten quer über den Bauch, wie wirkliche Frauen – und Männer – sie haben. Es machte sie eher mehr als weniger verführerisch, dachte ich mir, weil es ihre Nacktheit noch mehr hervorhob und irgendwie auch ihre Verwundbarkeit. Es machte mich auch noch ein bißchen trauriger. Diese Art von Verwundbarkeit sollte nicht zur Ware werden. Sie ist etwas für jemanden, der dich liebt und selbst auch verwundbar ist.

Ich fing an, durch den Spiegel Fotos zu schießen, als die vier Jungen und die zwei Frauen auf eine fast rohe Art Gruppensex machten. Ich achtete darauf, daß ich von jedem der Beteiligten wenigstens ein Bild bekam, das sein volles Gesicht zeigte, dazu genügend Bilder von der ganzen Szene, damit klar war, was dort vor sich ging.

Ich brauchte nicht mehr als zehn Minuten dazu, obwohl es hinter dem Spiegel dann immer noch hoch herging. Aber ich hatte, was ich brauchte. Ich lächelte zu den beiden Mädchen hinüber, zog die Fahrerlaubnis und den Koks aus meiner Tasche und gab Linda beides zurück.

Ich sagte sanft: »Ich kann dir noch eine ganze Menge Ärger bereiten, mein Herz, wenn du oder Margy zu singen anfangen.«

Die beiden nickten.

»Viel Vergnügen«, sagte ich und verließ sie mit meinen Fotos in der Tasche.

Es war genau zwölf Minuten nach vier, als die beiden nun wieder gutangezogenen Frauen das Apartment verließen. Ich wartete auf sie mit dem Wagen in der Fahrtrichtung, aus der sie gekommen waren, die M Street stadteinwärts. Nach anderthalb Blocks stiegen sie in einen silbergrauen Subaru, mit dem sie zur Wisconsin Avenue fuhren. Ich folgte ihnen. Mit Linda hatte das so gut geklappt, daß ich mir dachte: Versuch es noch mal. Ich fing tatsächlich an, Pläne zu machen.

An der P Street stieg eine der beiden Frauen aus dem Subaru aus, der noch drei Blocks weiterfuhr. Ich beschloß aus Geratewohl, dem Wagen zu folgen. Sie würde schwerlich behaupten können, gegen ihren Willen zu der Party geschleppt worden zu sein. Sie bog in die Einfahrt zu einem hübschen Stadthaus mit einer Front aus Ziegelsteinen ein. Die Ziegel waren mattweiß gestrichen, die Fenster in einem kräftigen Blau.

Ich fuhr an den Bordstein heran, stieg aus dem Wagen und folgte ihr zur Tür.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte ich, »aber wir müssen miteinander reden.«

Sie war noch ein bißchen angeschlagen und machte einen erschrockenen Eindruck, daß sie vor ihrer Tür von einem Fremden angehalten wurde. Ich hielt ihr ein gerade gemachtes Foto von ihr unter die Nase und sagte: »Ich will Ihnen nichts zuleide tun. Ich möchte nur mit Ihnen reden.«

Sie betrachtete das Bild. »Jesus Christus«, sagte sie.

»Ja«, sagte ich. »Ganz meiner Meinung.«

»Wo haben Sie...?«

»Wir müssen miteinander reden. Wir können uns in meinen Wagen setzen, wenn Sie wollen, oder die Straße entlanggehen, wenn Sie sich dort sicherer fühlen, oder wir gehen in Ihr Haus.«

»Was wollen Sie von mir?«

Sie hatte eine glänzende Haut und blondes Haar. Ihre Backenknochen waren hoch und ihre dunklen Augen mandelförmig, mit lustigen Krähenfüßen.

»Wollen wir ein paar Schritte gehen?« fragte ich. Ich hielt das Foto immer noch so, daß sie es sehen konnte. Sie errötete leicht, als sie daraufschaute. Verlegenheit. Ein gutes Zeichen.

Sie nickte, und wir gingen die Eingangsstufen hinunter und bogen nach Osten in die Straße ein.

»Wollen Sie mich erpressen?« fragte sie.

»In einem gewissen Sinne ja«, sagte ich. »Kann ich Ihren Führerschein sehen?«

»Ich...«

»Ich möchte bloß wissen, wie Sie heißen. Ich gebe ihn Ihnen zurück. Wenn Sie ihn mir nicht zeigen wollen, in Ordnung. Ich erfahre Ihren Namen auch so. Ich kenne Ihre Adresse und die Nummer Ihres Autos.«

»Warum fragen Sie mich dann nicht direkt nach meinem Namen?«

»Weil ich nicht wissen kann, ob Sie mir den richtigen sagen, wenn ich es nicht nachprüfen kann. Ihr Führerschein hilft mir da besser.«

»Was ist, wenn ich Ihnen sage, Sie sollen zum Teufel gehen?«

»Dann werde ich die Fotos veröffentlichen.«

»Ich schäme mich nicht«, sagte sie.

»Ich sage auch nicht, daß Sie das sollten«, sagte ich. »Aber möchten Sie, daß die Fotos veröffentlicht werden?«

Sie schwieg, während wir weitergingen. Ich konnte spüren, wie sie mit sich kämpfte. Schließlich blieb sie stehen, wandte sich um und sah mich direkt an.

»Nein«, sagte sie.

»Den Führerschein, bitte«, sagte ich.

Sie zog eine Briefftasche aus ihrer Handtasche, zog den Führerschein heraus und reichte ihn mir. Ihr Name war Cynthia Knox.

»Danke, Cynthia. Was ich brauche, sind ein paar Informationen.«

»Kein Geld?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich brauche Informationen über Gerry Broz.«

»Sie sind kein Polizist?«

»Nein.«

Sie schaute verwirrt. »Was wollen Sie wissen?«

»Wie haben Sie ihn kennengelernt?«

Sie gab ein kurzes, lustloses Lachen von sich. »Ich habe ihn direkt durch meinen Mann kennengelernt.«

»Wie gut kennt Ihr Mann ihn?«

»Er... er kennt ihn eben.«

»Was ist Ihr Mann von Beruf?«

Sie zögerte.

»Ich kann es herauskriegen«, sagte ich. »Ich könnte hier um Ihr Haus herumstreifen, bis er nach Hause kommt, und ihn fragen.«

Sie schüttelte den Kopf. Ihre dunklen Augen hatten jetzt einen etwas klareren Blick. »Sie sind wirklich kein Cop?«

»Nein.«

Sie seufzte. »Kokain«, sagte sie. »Mein Mann besorgte sich Kokain über ihn.«

»Und was macht Ihr Mann?«

»Er ist beim Transportministerium.«

»Wie hat er Gerry kennengelernt?«

»Ein Freund von ihm ist Dozent an der Georgetown.«

»Der direkte Weg«, sagte ich.

»Koks gehört zum normalen Leben in Washington«, sagte sie.

»Was ist mit der Frau, die heute mit Ihnen zusammen war?«

»Ich meine, ich sollte Ihnen über sonst niemanden etwas erzählen.«

»Immer dieselbe Antwort. Ich kann es herausbekommen. Ich weiß, wo sie wohnt. Ich weiß, wie sie aussieht. Ich habe auch von ihr Fotos.«

»Ich weiß nicht recht.«

»Benutzen Sie ihren Namen also nicht«, sagte ich. »Wie hat sie Gerry kennengelernt?«

»Ich habe sie mitgenommen.«

»Er spielt auch für ihre Leute den Schneemann?«

Cynthia nickte. »Ich glaube.«

»Sie haben sie für die, eh, Matinees angeworben?«

Cynthia sagte »Ja«, mit sehr leiser Stimme.

»Wissen Sie, wie viele Frauen sonst noch solche Parties mit Gerry feiern?«

»Nein.«

»Wissen Sie, ob es überhaupt noch andere Frauen gibt?«

»Ja. Die gibt es. Manchmal waren dort auch andere Frauen. Ich kenne sie nicht.«

»Immer dieselben jungen Männer?«

»Nein. Immer Gerry, aber die anderen wechseln ab. Manchmal ist sogar Gerry nicht dabei. Wie sind Sie an das Foto gekommen?«

»Ich war im Badezimmer und habe es durch den Einweg-Spiegel aufgenommen. Das ist auch genau das, was Gerry macht, wenn er nicht dabei ist. Nur benutzt er eine Videokamera.«

Cynthia blieb mit einem Ruck stehen und sah mich an.

Alle Häuser in Cynthias Straße waren aus Ziegelsteinen und im Kolonialstil erbaut. Sehr elegant, sehr schweigsam. Gepflegt und anmutig. Gerade daß ein ganz feiner Geruch vom Fluß hierher hinaufstieg.

»Videofilme?«

Ich nickte. »Ja. Ich arbeite im Auftrag von jemand, der gefilmt wurde.«

»Mein Gott.«

»Der Mann Ihrer Freundin ist auch bei der Regierung?«

Sie nickte. Sie öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Wortlos. Wir gingen zurück zu ihrem Haus. Die Bäume, die die Straße säumten, waren alt, zumeist Ahornbäume, und sogar ohne Blätter jetzt im Dezember wirkten sie würdevoll und schutzbietend. Cynthia sah auf ihre Uhr.

»Mein Mann ist in anderthalb Stunden zu Hause«, sagte sie.

Wir gingen weiter.

»Können wir uns eine Weile in Ihr Auto setzen?« fragte Cynthia.

»Sicher.«

Wir schwiegen, bis wir den Wagen erreicht und uns niedergesetzt hatten.

»Was haben Sie vor?« fragte sie.

»Ich werde versuchen, Gerry das Geschäft zu verderben, ohne über meinen Auftraggeber oder sonstwen irgendein Wort zu verlieren.«

»Das können Sie?«

»Vielleicht.«

Es war fast dunkel geworden. Wir waren nahe an der Sonnenwende.

»Haben Sie jemals beobachtet, wie die Frauen von Politikern ihre Männer in der Öffentlichkeit mit diesem anbetungsvollen Lächeln anschauen?« fragte Cynthia.

»Ja.«

»Ich habe das in der Öffentlichkeit neunzehn Jahre lang so gemacht«, sagte sie. »Und mein Mann ist nicht einmal Politiker. Er ist in der Verwaltung.«

Ich nickte. Ich war nicht sicher, ob sie mich in der Dunkelheit sehen konnte. Es war nicht weiter wichtig. Sie sprach im Grunde gar nicht mit mir.

»Neunzehn Jahre Anbetung, ohne einmal den Atem anzuhalten. Bei all diesen Parties, zu denen wir eingeladen wurden, und wenn wir einmal nicht eingeladen wurden, stürzte ihn das in tiefe Verzweiflung, und ich mußte ihn anbetungsvoll wieder aufrichten. Selbst wenn er bei seiner Arbeit war, hatte ich ihn anzubeten – aus der Ferne, beim Bridge und beim Essen mit Frauen von Männern aus dem Ministerium und bei Wohltätigkeitstees. Die perfekte Ergänzung für ihn. Die Verzierung seiner Karriere. Die schöne Frau, die hübschen Kinder, das reizende Heim.«

»Die Kinder sind noch daheim?« fragte ich.

»Nein, an einer Privatschule. Ich sehe sie in den Ferien. Eine feine Schule in Virginia. Einer von den Unterstaatssekretären schickt seine Tochter dorthin.«

Zwei junge Mädchen in Schuluniformen gingen vorbei. Sahen indisch oder vielleicht pakistanisch aus. Sie trugen gleiche Röcke mit blauem Karomuster, dazu blaue Kniestrümpfe und blaue Blazer über weißen Blusen. Eine hatte Cowboy-Stiefel an, die andere hölzerne Clogs mit Lederleisten über dem Spann. Zur Abwechslung.

»Manche Frauen trinken«, sagte sie. »Ich mache Gruppensex.«

»Mit College-Boys«, sagte ich.

»Ich bin älter als ihre Mütter.«

»Und ein bißchen Dope nehmen Sie auch mit ihnen, ja?«

Sie nickte. Sie beobachtete die beiden Schulmädchen, wie sie in der immer enger zulaufenden Straße immer kleiner wurden.

»Sie wissen, wie die Bürschchen uns nennen?« fragte sie.

»Omas«, sagte ich. »Und wo sie heute waren, das war eine Oma-Party.«

Sie nickte. Die Schulmädchen waren jetzt ganz fern und winzig. Sie schüttelte den Kopf.

»Als ich ein kleines Mädchen war, sang mein Vater immer ein Lied«, sagte sie. »Eine Strophe fing so an: »Halt dich fern von den College-Boys, gehst du aus zum Tanz / Acht auf dich und merke dir, mir gehörs du ganz.« Sie sang den Vers noch einmal, und ihre Stimme zitterte ein wenig. Die Straßenbeleuchtung war eingeschaltet worden, und im Licht der Laterne neben uns sah ich Tränen auf ihrem Gesicht glänzen.

»Man kann nichts zurückholen«, sagte ich.

»Ich weiß nicht einmal, warum ich es tue«, sagte sie. »Auch Ellie weiß es nicht. Irgendwie ist da ein Kitzel, aber meistens ist es demütigend. Die Boys sind grob und dumm. Nachher fühle ich mich wie... wie ein Gegenstand, den man herumgereicht hat.«

»Das macht einen Teil des Reizes dabei aus«, sagte ich.

Die Schulmädchen gingen weit unten um eine Ecke und verschwanden. Cynthia schaute mich an. Ihr Gesicht war naß.

»Reiz?«

»Sicher. Sie verarbeiten da irgend etwas, das zu analysieren ich nicht fähig bin. Aber Sie haben einen Weg gefunden, es zu tun und Ihre eigene Bestrafung gleich mit einzubauen.«

Sie starrte mich lange an. »Sie meinen, ich brauche solch eine Demütigung?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Was Sie tun, scheint Ihnen nicht zu gefallen. Vielleicht ist es eine Demütigung. Vielleicht suchen Sie die Scheidung? Oder einen Freund? Oder einen Job?«

»Ich glaube, Psychologie ist ein ziemlicher Haufen Scheiße«, sagte sie.

»Okay, mag sein«, sagte ich. »Alles, was ich sage, ist: Wenn Sie unglücklich sind, dann gibt es andere Lösungen, als mit so ein paar witzlosen College-Boys rumzubumsen.«

Sie nickte langsam. »Ich muß hinein«, sagte sie. »Mein Mann kommt gleich.«

»Ich halte Sie aus der Sache raus«, sagte ich. »Vielleicht muß ich Sie bitten, mir eine kurze Erklärung aufzuschreiben, in der steht, was Sie mir erzählt haben, damit ich es einer Privatperson zeigen kann. Aber möglicherweise brauche ich sie auch nicht.«

Ich zog das Foto von ihr aus meiner Hemdtasche und gab es ihr. »Es ist das einzige, auf dem Ihr Gesicht zu sehen ist«, sagte ich.

Sie nahm es. »Glauben Sie, es gibt auch Videobänder?«

»Wenn ja, werde ich mich darum kümmern«, sagte ich.

»Warum tun Sie das für mich?«

»Ich tue es für meinen Auftraggeber«, sagte ich. »Kostet mich keine Mühe, Sie einzubeziehen.«

»Und Ellie?«

»Sie auch.«

Sie stieg aus dem Wagen und blieb einen Augenblick auf dem Gehsteig stehen. Auch ich stieg auf meiner Seite aus, stützte meine Unterarme auf das Dach und sah sie an.

»Es ist wirklich seltsam«, sagte sie. »Ich weiß nicht mal Ihren Namen, und Sie wissen Dinge über mich, die ich niemals irgendwem erzählen würde.«

»Wie heißt es so schön in den entsprechenden Filmen – Ihr Geheimnis ist sicher bewahrt bei mir.«

Sie ging einen Schritt auf ihr Haus zu und zögerte, schaute zu mir zurück. »Wird alles in Ordnung gehen?«

»Sicher«, sagte ich. »Doch halt dich fern von den College-Boys, gehst du aus zum Tanz.«

Sie nickte, machte wieder ein paar Schritte und hielt erneut an.

»Danke«, sagte sie.

»Gern geschehen.«

Sie war nun an den Eingangsstufen, stieg hinauf, drehte sich an der Tür noch einmal um und sah mich an.

»Mrs. Knox«, sagte ich. »Wie dem auch sei, ich glaube, Sie sind sehr schön.«

Sie verharrte einen Augenblick bewegungslos an der Tür und sah mich an. Dann öffnete sie und ging hinein.

Den größten Teil des Tages verbrachte ich damit, die Leute aufzusuchen, die Gerry nach dem großen Schneesturm besucht hatte. Ich hatte mir die Adressen notiert, und jetzt ging ich auf Besuchstour – vormittags Georgetown, nachmittags Capitol Hill. Einige waren nicht daheim. Viele von denen, die daheim waren, wollten nicht mit mir reden, aber ich machte Fortschritte. Genügend Fortschritte.

Meine Annäherungsversuche waren offen und ehrlich. Wie mein Gesicht.

»Es ist ganz inoffiziell«, sagte ich zu einer eleganten jungen Frau in einem Stadthaus an der Fourth Street. »Ich arbeite für ein Amt der Regierung. Ich will den Namen nicht erwähnen, aber es ist eine Agentur mit drei Buchstaben.«

Sie stand im seidenen Hausanzug in der offenen Tür und nickte. Ihre Haare waren schwarz mit ein paar reizvollen silbernen Streifen darin.

»Sie müssen mir nicht einmal Ihren Namen nennen, und Sie können jede Antwort verweigern. Ich untersuche nur den Hintergrund.«

Sie nickte wieder. Ihre Augen wirkten noch größer durch die enorme Brille mit ihrem jadegrünen Rahmen.

»Es gibt da einen jungen Mann, der Ihnen Kokain verkauft, und auch vielen Ihrer Nachbarn, lauter unbescholtene Leute, keine Kriminellen. Er ist Geheimagent«, sagte ich, »im Dienste einer fremden Macht, die den Interessen der Vereinigten Staaten entgegenarbeitet.«

»Ich weiß von gar nichts«, sagte sie.

Ich schüttelte ungeduldig, aber freundlich den Kopf. »Nein, nein, es geht uns nicht um das Kokain. Ich schnupfe selber manchmal am Wochenende. Wir sind hinter einem dickeren Fisch her.«

»Was wollen Sie von mir wissen?« fragte sie.

»Den Namen, unter dem er auftritt«, sagte ich. »Wir haben bisher noch nicht seinen Decknamen herausbekommen, und wir wollen natürlich vermeiden, daß er unser Interesse bemerkt. Alles, was ich von Ihnen wissen will, ist der Deckname.«

Sie runzelte die Stirn. Ich hatte meinen Anzug an und ein sauberes Hemd und strengte mich verdammt an, so auszusehen wie einer, der die Yale-Universität besucht hatte und jetzt für eine regierungsamtliche Agentur mit drei Buchstaben arbeitete. Ich lächelte sie aufrichtig und ermunternd an. Du kannst deiner Regierung Vertrauen schenken.

»Sie müssen nichts zugeben, was Sie belasten könnte«, sagte ich. »Bloß den Namen.«

»Ich...« Sie schüttelte den Kopf.

»Ich glaube, wir sind alle nur noch Zyniker«, sagte ich. »Ich glaube, niemand redet mehr über Pflichten und Patriotismus. Ich glaube, es ist schon zu spät, darüber noch große Worte zu verlieren. Aber eines muß ich betonen: Sie haben hier eine Chance, Ihrem Land einen Dienst zu erweisen, ohne daß Sie das etwas kostet.«

Ich stand aufrecht vor ihr und sah sie geraden Blickes an.

»Gerry Broz«, sagte sie. »Das ist der Name, den er hier benutzt.«

»Vielen Dank«, sagte ich. »Wir werden Sie nicht wieder belästigen. Sie haben mein Wort.« Ich streckte meine Hand aus, sie nahm sie. Wir schüttelten die Hände, und ich ging zurück in die Fourth Street, wo ich meinen Wagen geparkt hatte.

Ich absolvierte diesen Auftritt ungefähr zwanzigmal an diesem Tag. In zwei anderen Fällen bekam ich den Namen genannt. Alle anderen meinten, ich solle abhauen. Was war nur los mit Pflichtbewußtsein, Ehre, Vaterland? Aber ich hatte genug. Niemand würde zwar vor Gericht auch dazu stehen, aber ich hatte schließlich nicht vor, vor Gericht zu ziehen. Ich bastelte meine Beweise für ein anderes Forum zusammen.

Als ich meine sechzehnte Adresse abgeklappert hatte, hängte sich jemand an mich. Es waren keine Amateure, aber Leuchten ihres Fachs waren sie auch nicht. Es waren zwei Kerle in Jacke und Krawatte, und sie fuhren eine dunkelblaue Chevy-Limousine mit Washingtoner Kennzeichen. Einer von ihnen trug eine Sonnenbrille. Sie blieben mir für den Rest des Nachmittags auf den Fersen. Sie folgten mir auch zurück bis zum Hay Adams. Als ich meinem Wagen dem Türsteher übergab, fuhren sie die 16. Straße hinunter, und als ich eine halbe Stunde frisch geduscht, rasiert und verdammt herausgeputzt war in meinem Tweedjacket von Haaris, blieben sie verschwunden.

Ich nahm an, daß irgendwer, mit dem ich geredet hatte, Gerry Broz angerufen und Gerry dann wieder jemanden angerufen hatte, und dann hatten sie zwei Leute losgeschickt, die sich einmal ein wenig umsehen sollten. Selbst wenn sie noch langsamer waren, als sie sich bei ihrem Verfolgerjob erwiesen hatten, so war es ihnen doch immerhin möglich gewesen, meinen Namen herauszukriegen. Sie brauchten ja nur die Nummer meines Mietwagens bis zum Verleih zurückzuverfolgen. Dann zurück zum Hotel und nachprüfen, ob ich dort noch wohnte.

Dann würden sie anrufen und dem, der sie losgeschickt hatte, Bericht erstatten, und der wieder würde Gerry anrufen, und dann würden sie beschließen, was nun zu tun sei. Ich konnte nicht viel anderes machen, als meiner Beschäftigung

nachzugehen. Schließlich hatte ich einige Aktivität ausgelöst. Über ihren nächsten Schritt würde ich mir erst dann Gedanken machen, wenn sie ihn taten. Allzeit bereit.

Im Augenblick war meine Aufgabe, Susan von ihrem Arbeitsplatz abzuholen und mit ihr die Wisconsin Avenue hinaus zum Mazza Mall in Chevy Chase zu fahren. Ich las sie um halb sechs auf. Sie stand draußen vor der Tür im frühen Abendlicht. Als ich sie sah, fragte ich mich, ob nicht manche ihrer Patienten schon dadurch gesund wurden, daß sie sie anschauen durften.

»Abgemacht ist abgemacht«, sagte ich. »Ich gehe heute abend mit dir einkaufen, und am Samstag gehst du mit mir in die National Gallery.«

»Ja«, sagte sie, »aber keine dicken Seufzer und kein unterdrücktes Gegähne, wenn wir unterwegs sind. Ich brauche volle Konzentration.«

»Und wenn es vorbei ist, gehen wir essen und trinken«, sagte ich.

»Einkaufen ist nie vorbei«, sagte Susan. »Es wird bloß ausgesetzt.«

Das Mazza Mall war drei Stockwerke hoch. Susan marschierte zielbewußt los. Von Susan zu sagen, daß sie »einkaufte«, wäre so, als würde man von Haifischen sagen, daß sie »essen«. Es war die absolute Raserei, aber kontrolliert. Während sie also voll beschäftigt war, schaute ich mir die übrige Kundschaft an. Sie war international, sehr elegant und fast ausschließlich weiblich. Zählte man es ab, dann bevorzugten die Frauen im Mazza Mall Hosen gegenüber Röcken im Verhältnis vier zu eins, und in fast jedem Fall bevorzugten sie besonders eng sitzende Hosen.

Endlich schloß das Kaufhaus, und wir gingen, wobei Susan noch immer die Jagdleidenschaft in den Augen glühte, und mir nicht weniger.

Als wir vor dem Kaufhaus standen, entdeckte ich schräg über die Wisconsin Avenue ein Restaurant, das mir bekannt vorkam. Mein Herz machte einen Hüpfen.

»Mein Gott, Suze, da ist ein Hamburger Hamlet.«

Susan nickte.

»Davon gibt es auch noch eins in Chicago«, sagte ich.

»Besser, du gehst in dieses und isst etwas. Ich möchte wetten, daß ich die Spezialität des Hauses treffe.«

»Es ist eines meiner Lieblingsrestaurants«, sagte ich. »Es gibt mehrere davon in Los Angeles, aber ich habe nicht gewußt, daß sie sich auch nach Osten verbreiten.«

»Ist das aufregend«, sagte Susan.

»Ach, Suze«, sagte ich, »die Pose steht dir nicht. Komm mit, du wirst sehen.«

Wir gingen ins Hamburger Hamlet, setzten uns in eine mit rotem Leder gepolsterte Nische (vielleicht war es auch rotes Vinyl), und ich bestellte Bier für mich und ein Glas Wein für Susan. Das Bier kam in einem enorm hohen Trinkglas. Nur es zu sehen, freute schon mein Herz.

»Aha«, sagte Susan. »Ich fange an, deine Begeisterung zu verstehen.«

Ihre Einkäufe hatte Susan um sich und mich herum aufgestapelt. Sie trug selten etwas zweimal, soweit ich mich erinnern konnte, und in ihrem Haus in Smithfield hingen die Kleider in allen Schränken.

»Schön, daß wir dieses Kaufhaus gefunden haben«, sagte ich. »Sonst hättest du noch nackt zu deiner Arbeit gehen müssen.«

Sie lächelte mich an. »Ab und zu wundere ich mich sogar über mich selbst«, sagte sie.

»Wie, zum Teufel, kannst du dir das leisten?« fragte ich. »Von so einem Doktoranden-Dasein kann man doch nicht reich werden.«

»Unterhaltszahlungen«, sagte sie.

»Wie, zum Teufel, kannst du emanzipiert sein und gleichzeitig Unterhaltszahlungen akzeptieren?« fragte ich.

Wieder dieses Lächeln, unschuldig, schön, wunderbar – und teuflisch. »Ausbeutung des Unterdrückers«, sagte sie.

Der Ober brachte uns unser Essen, einen großen Cheeseburger für mich, einen kleineren Cheeseburger für Suze, zweimal Salat und ein neues Glas Bier.

»Wie läuft dein Fall?«

»Es könnte klappen«, sagte ich. »Ich weiß, daß Joe Broz' Sohn Gerry die Bänder von Ronni Alexander gemacht hat. Ich weiß, daß er einer Reihe besserer Bürger Washingtons Kokain verkauft. Ich habe die Namen von einigen und ihr nicht öffentliches Geständnis. Ich weiß, daß Gerry Koks gegen Sex mit kleinen Mädchen handelt, und ich weiß, daß er sogenannte Oma-Parties veranstaltet für seine Kumpel vom College und einen ausgewählten Kreis gelangweilter und/oder neurotischer Hausfrauen.«

»Was nützt dir das alles?« fragte Susan.

»Also, ich weiß, wie Joe an die Bänder gekommen ist. Und ich bin dabei, mir auszudenken, wie ich sie wieder zurückkriege. Ich kann immerhin seinen Sohn ganz schön unter Druck setzen.«

»Ist das nicht gefährlich?« fragte Susan.

Ich nahm einen langen Zug aus meinem Glas. »Der Mensch hat Angst vor dem Tod und Angst vor dem Leben«, sagte ich.

»Das ist schlichter Unsinn«, sagte Susan.

»Oh, das hast du auch schon gemerkt?«

»Es wird gefährlich, nicht wahr?«

»Vielleicht«, sagte ich. »Ich weiß nicht. Ich bin mir nicht ganz klar, wie stark Joe in die ganze Sache verwickelt ist. Es ist zu kompliziert. Zu schlau. Joe ist immer losgegangen und hat den Leuten sozusagen mit dem Baseballschläger die

Kniescheiben zertrümmert. Feinere Methoden hat er eigentlich nie drauf gehabt.«

»So, und wie geht es deiner Meinung nach weiter?«

»Ich weiß nicht. Ich weiß nur, daß all das nicht Joes Stil ist.«

»Vielleicht arbeitet sein Junge auf eigene Rechnung«, sagte Susan.

»Außer daß die Organisation seines Vaters hineingezogen wurde. Vinnie Morris hat mich nämlich besucht und mit mir geredet.«

»Wer ist das?«

»Er ist, eh, sein leitender Angestellter.«

»Wie das klingt.«

»Und dann waren da noch die Schläger in Springfield und Louis Nolan.«

Sie nickte. »Würden die denn etwas für den Jungen tun, ohne beim Vater zurückzutragen?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Vielleicht. Jedenfalls dann, wenn sie glaubten, es käme von Joe... Aber Vinnie...« Ich schüttelte den Kopf. »Vinnie würde wissen, ob ein Auftrag von Joe kommt oder nicht.«

»Wie willst du also weiterkommen?«

»Zu guter Letzt werde ich eben eine Unterredung mit Joe selbst haben«, sagte ich. »Aber nicht vor Samstag. Ich fahre nicht zurück nach Boston, bevor wir nicht gleichgezogen haben.«

»Mein Mazza Mall gegen deine National Gallery«, sagte Susan. Ihr Gesicht war, wie es immer war: schön, ausdrucksvoll, schwierig. Im letzten Jahr war noch ein leicht in sich gekehrter Zug hinzugekommen, so, als hörte sie dauernd auf ein kaum vernehmbares Wispern von irgendwoher, so, wie ihr Name vielleicht, zart und sanft. Susan, Susan, Susan.

Der blaue Chevy war am nächsten Morgen wieder hinter mir, als Susan und ich das Hotel verließen, und er war noch immer da, als ich Susan vorm Medical Center aussteigen ließ. Sie blieben mir diesmal deutlicher auf den Fersen, als ob es ihnen nichts ausmachte, daß ich sie entdeckte. Das bedeutete vielleicht, daß sie sich bei passender Gelegenheit an mich heranmachen würden. Ich beschloß, ihnen die Chance zu bieten.

Ich fuhr die North Capitol Street hinunter, umrundete das Capitol und parkte im Madison Drive in der Nähe des neuen Flügels der National Gallery. Es war früh, und die Touristen hatten noch nicht alle Plätze besetzt. Hinter mir hatten sich, den Bordstein entlang und das Capitol im Hintergrund, die Verkaufswagen bereits postiert und boten ihre Imbisse, Wimpel, Aschenbecher, Briefbeschwerer, Hüte, Postkarten, Schlüsselanhänger und übergroßen Kugelschreiber an, und auf allem stand, mit Ausnahme der eßbaren Sachen, der Name WASHINGTON, D. C. Früher Vogel fängt den Wurm.

Ich stieg aus meinem Wagen und lehnte mich gegen die Motorhaube, während meine Beschatter sich selbst einen Parkplatz suchten und die beiden Burschen in ihren Jacken und Krawatten dann ausstiegen und zu mir herübermarschierten. Sie sahen aus wie diese Art Burschen, die in deinem Tennisclub Doppel spielen. Groß, stämmig, gewinnend. Einer von ihnen hatte einen sauberen blonden Schnurrbart. Ihre Haare waren hinten kurz geschnitten, während sie es seitlich lang trugen, bis über die Ohren. Der Kerl ohne Schnurrbart trug eine Sonnenbrille mit Goldrand. Er hatte ein langes,

ovales Gesicht und schien sich diesen Morgen beim Rasieren ins Kinn geschnitten zu haben. Der Kerl mit dem Schnurrbart war unversehrt. Vielleicht war er der Hellere von beiden.

Ich lächelte ihnen zu, als sie herbeikamen.

Der mit der Sonnenbrille sagte: »Heißen Sie Spenser?«

Ich sagte: »Stimmt genau, und ich finde es tatsächlich verdammt nett, so auf der Straße erkannt zu werden.«

»Der Kongreßabgeordnete Browne würde sich freuen, wenn Sie heute morgen mal in seinem Büro vorbeischauen könnten, falls es Ihnen paßt.«

»Ein Kongreßabgeordneter? Mich unbedeutenden Zeitgenossen?«

Der Kerl mit der Sonnenbrille nickte müde. Sein Kumpel, der Gewiefte ohne Kratzer, stand etwas links von mir und hatte seine Hände hinter dem Rücken gefaltet. Er stand ganz gelassen.

Ich sagte: »Ist euer Kongreßmann Frühaufsteher?«

»Wie bitte?«

»Ist er schon auf?« fragte ich.

»Oh, ja. Wollen wir gleich gehen?«

»Sicher.«

»Es ist einfacher, wenn Sie mit uns fahren. Sie lassen Sie oben auf dem Hügel nicht parken, wenn Sie keinen Parkausweis haben.«

»Okay. Können Sie es in Ordnung bringen, falls ich hier für mein Parken ein Strafmandat bekomme?«

Der Gelassene sagte: »Beachten Sie es gar nicht. Dieser verdammte Polizeidistrikt verliert sowieso acht von zehn seiner Belege.«

Stille Wasser sind tief. Ich stieg in den Wagen, und wir fegten den Hügel hinauf. Der Gelassene fuhr, und als wir am Cannon Office Building on Independence ankamen, hielt er an, und der Kerl mit der Sonnenbrille führte mich hinein.

Natürlich ging es erst einmal durch den unvermeidlichen Rundbau.

Hinter der Tür saß ein Cop mit einer Kanone an einem Tisch, aber er schenkte uns keinerlei Beachtung, und so gingen wir nach rechts an ihm vorbei und einen Flur hinunter.

Das Cannon House Office Building war kein ganz harmonischer Bau. Die Flure waren sehr geschmackvoll mit grauem und weißem Marmor ausgelegt. Dafür hatten die Wände diesen typischen grünen Anstrich, wie man ihn auch aus dem Sozialamt kennt. Von den Decken hingen Kugellampen mit schlichten Glühbirnen. Sie erinnerten einen irgendwie an mißglückte weiße Bömbchen. Meine Gastgeber eilten mit mir den Flur im ersten Stock entlang. Der Abgeordnete von North Carolina hatte vor seinem Büro die Flagge seines Staates und die amerikanische Fahne aufgestellt. Wir kamen an Meade Alexanders Büro vorbei. Keine Flaggen. War das patriotisch? Im Flur schwirrten jede Menge proper aussehende junge Frauen herum, Kongreßangestellte im Dienste der Nation. Geldzuwendungen mußten verteilt, Dienstanweisungen weitergegeben werden, alles für einen immer vollkommeneren amerikanischen Staat.

Brownes Büro lag zwischen denen von Shannon aus Massachusetts und Roukema aus New Jersey. An der Tür stand ABGEORDNETER ROBERT P. BROWNE, STAAT VON MASSACHUSETTS. Unter dem Namen befand sich das Staatssiegel. Wir gingen hinein.

Das Büro, das wir betraten, diente als Empfangs- und Arbeitsraum zugleich. Drei junge Damen saßen an ihren Schreibtischen. Zwei von ihnen trugen weiße Blusen mit Peter-Pan-Kragen. Die andere trug ein offenes rosa Hemd im Herrenschnitt mit Button-Down-Kragen. Darüber trug sie eine grüne Wollstrickweste. Solche Westen sieht man normalerweise nur auf Golfplätzen oder bei Rettungseinsätzen.

Aber wenn eine Frau sie trug, waren sie vielleicht etwas anderes. An den Wänden hingen Fotos von Browne und mehreren US-Präsidenten.

»Der Kongreßmann drinnen?« fragte mein Begleiter. Er hatte es auch beim Sprechen eilig.

»Ja, Barry. Er sagte, daß Sie und... Er sagte, gleich herein mit Ihnen.«

Wir betraten den nächsten Raum. Und da stand er. Silberhaarig, schmales Gesicht, braungebrannt. Er stand schon, als wir hineingingen, und er war gut fünf Zentimeter größer als ich. Einsneunzig wenigstens. Er hatte lange und schmale Hände, und seinen Fingern sah man an, daß sie auch schwierige Arbeiten bewältigten. Er trug einen Zweireiher aus grauem Flanell, rosa Hemd, rote Krawatte und ein rosa Ziertüchlein in der Brusttasche.

»Morgen, Barry«, sagte er. »Es scheint, Sie hatten Erfolg.«

Barry wies mir mit einer Kopfbewegung einen Sessel an.

»Und auch Ihnen einen guten Morgen, Mr.« – er warf einen schnellen Blick auf seinen Schreibtisch und sah dann wieder zu mir herüber – »Spenser. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie so prompt gekommen sind.«

Ich setzte mich in den Sessel, den Barry mir zugewiesen hatte.

»Barry«, sagte Browne, »ich glaube, ich brauche Sie im Moment nicht mehr. Besten Dank. Wir sehen uns später, wenn ich fahre.«

Barry nickte, bestätigte den Auftrag und eilte hinaus. Mit seinem Tempo kam wohl in ganz Washington keiner mit. Vielleicht gab es auch irgendwo ein Freibier, und Barry hatte Angst, zu spät zu kommen.

Nachdem er gegangen und die Tür wieder zu war, setzte Browne sich auch in seinen Sessel, kippte ihn nach hinten,

legte seine Füße auf die Schreibtischplatte und faltete seine Hände hinter dem Kopf.

Wir sahen uns eine Weile an. Sein Sessel war dreh- und schwenkbar, meiner nicht. Ich wollte mich natürlich genau so lässig geben, aber auf den beiden Hinterbeinen meines Sessels zu schaukeln, würde mich eher umwerfen als mir helfen. Also saß ich gerade, aber bequem, faltete meine Hände im Schoß und lächelte ihn gewinnend an. Browne nickte leicht mit dem Kopf und erwiderte mit einem kleinen Lächeln.

Das Büro war in Mahagoni getäfelt, und hinter Brownes Schreibtisch sah man die amerikanische Flagge und eine mit den Emblemen seines Staates. Das Mahagoni war nicht echt, sondern Furnier, gerieft und gestrichen. Vielleicht der Grund, warum er in den Senat wollte. Vielleicht kriegte ein Senator echtes Mahagoni. Zwischen den Fahnen an der Wand hing ein Bild von Franklin Roosevelt.

»Ich glaube, der direkte Weg ist der beste, Mr. Spenser. Sie sind unterwegs gewesen und haben Erkundigungen über einen jungen Mann angestellt, dessen Familie in meinem Wahlbezirk wohnt. Ihre Fragen sind ziemlich belastend. Außerdem haben Sie sich als, eh, Beamter des Bundes ausgegeben.«

Ich nickte. Mein Lächeln wurde noch gewinnender. Ich lehnte mich ein wenig vor, damit ich Browne noch voller und offener in die blaßblauen Augen sehen konnte.

»Wir haben natürlich nachgeforscht.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Ein paar von meinen Leuten aus meinem Wahlkreis haben mir einen vollständigen Bericht über Sie angefertigt, über Ihren Beruf, Ihren Ruf« – er wischte mit der Hand durch die Luft – »über all diese Dinge.«

»Ja«, sagte ich.

Browne schürzte die Lippen und nickte erneut mit dem Kopf. Das Bild von Roosevelt mußte vor dem Krieg gemacht worden sein. Sein Gesicht war voll, und seine Augen blickten klar.

Browne fuhr sich mit der Zunge hinter den geschlossenen Lippen über die obere Zahnreihe. »Nun ja«, sagte er, »ich habe auch keine Angst, Namen zu nennen. Haben Sie Beweise, die Ihre Anschuldigungen gegen Gerry Broz untermauern?«

»Beweise sind etwas, das man vor Gericht braucht und über die das Gericht entscheidet, Herr Abgeordneter. Sie meinen Material.«

Browne sah schon etwas weniger entspannt aus. Aber für ihn galt die Maxime von der Kunst des Möglichen. »Ich korrigiere«, sagte er. »Haben Sie Material?«

Ich sagte: »Hmm.«

Er schürzte wieder die Lippen und fuhr mit der Zunge darunter her. »Was haben Sie?« fragte er.

»Jede Menge.«

»Weichen Sie mir nicht aus.«

Ich lächelte aufrichtig. »Ich will mir Mühe geben«, sagte ich.

Browne zog die Hände hinter dem Kopf hervor und kreuzte sie vor der Brust.

»In Ordnung«, sagte er. »Es reicht. Ich bin Abgeordneter der Vereinigten Staaten von Amerika, und das bin ich schon eine ganze Zeitlang, und ich habe meine Beziehungen. Ich kann Ihnen nur sagen, daß Sie dabei sind, sich in ziemliche Schwierigkeiten zu bringen, ziemlich große und ziemlich andauernde.«

»Wenn die Wände aus echtem Mahagoni wären«, sagte ich, »würde mir das vielleicht imponieren. Aber...« Ich breitete die Arme aus.

Browne wurde böse und bemühte sich, es nicht zu zeigen, was ihm aber nicht gelang. »Wissen Sie überhaupt, wer der Vater dieses jungen Mannes ist?«

Ich nickte.

»Dann können Sie sich vielleicht vorstellen, wie er Sie unter Druck setzen kann, falls mir das nicht hinreichend gelingt.«

»Da gibt es nichts zu deuteln, Herr Abgeordneter. Ihr Druck genügt nicht.«

»Ich denke nicht daran, mit Ihnen zu diskutieren, Spenser. Ich will, daß Sie Gerry Broz in Ruhe lassen. Sie sind gewarnt. Machen Sie weiter, haben Sie sich die Folgen selber zuzuschreiben.«

»Weiß Joe über Gerry Bescheid?« fragte ich.

»Was soll er über ihn wissen? Wie soll ich wissen, was Gerry Broz' Vater weiß? Was soll die Frage?«

»Auf die Frage kann ich, glaube ich, antworten«, sagte ich.

»Wenn Joe Bescheid wüßte, dann wäre Gerry zu ihm gegangen und nicht zu Ihnen, und dann wären ein paar Leute aufgetaucht, die wirklich umrühren können, und nicht solche Lackaffen, wie Sie sie mir geschickt haben.«

Browne beschloß, zu mauern. Er starrte mich mit leerem Gesicht an. Vielleicht war das sein angeborener Blick.

Ich schüttelte den Kopf. »Joe weiß nicht Bescheid«, sagte ich.

Browne sah mich weiter an. Hinter seinem leeren Blick spürte man die Angst. So hatte er sich das nicht vorgestellt.

»Sagen Sie, wer hat schließlich zu diesem Treff eingeladen?« fragte ich.

»Es reicht«, sagte er. »Schluß. Guten Tag, Sir.«

Ich stand bereits. »Guten Tag, Herr Abgeordneter«, sagte ich.

Susan und ich verbrachten den ganzen Samstag in der National Gallery. Wir sahen uns die Spezialausstellung über Rodin an, zogen durch die verschiedenen Sammlungen, schauten nach den französischen Impressionisten und kurz auch nach den Kubisten und Jackson Pollock, der weiß-der-Teufel zu wem gehörte. Aber die meiste Zeit verbrachte ich, wie immer, bei den niederländischen Malern wie Rembrandt, Vermeer und Frans Hals. Am Abend fuhren wir hinauf nach Baltimore und aßen Krebse im Harbor Place. Den Sonntag über lagen wir die meiste Zeit im Bett, lasen Zeitung und testeten die Qualität des Zimmer-Service.

Am Montagmorgen verließ ich sie wieder und machte mich an die Arbeit. Sie küßte mich zum Abschied, und wir hatten beide irgendwie ein Gefühl von Unvollkommenheit, so, als fehlte uns etwas. Als marschierten wir jeder nach einem anderen Rhythmus. Himmel. Ich schüttelte ärgerlich den Kopf, allein im Auto, und fuhr grimmig zum National Airport, Ich stellte den Wagen ab und buchte einen Flug nach Boston. Um Viertel vor zwei stoppte ich vor einem Bürogebäude in der State Street. Bevor ich hineinging, schaute ich zum Ende der State Street hinauf, wo das alte South Meeting House stand, aus blaßroten Ziegeln gebaut, mit dem Löwen und dem Einhorn an der Front in Höhe des zweiten Stocks, beide aus Stein gemeißelt und mit Blattgold verziert. Von dort glänzten sie herab, wie sie es schon getan hatten, als vom Balkon dieses Hauses die Unabhängigkeitserklärung verlesen wurde, und noch früher, als Crispus Attucks in dieser Straße erschossen

wurde. Der fade Geschmack verschwand ein wenig von meiner Zunge. Das war etwas anderes als Washingtons fade Pracht.

Ich fuhr mit dem Fahrstuhl in den elften Stock und ging den marmorverkleideten Gang bis zum Ende hinunter auf eine Milchglastür zu, auf der in leicht blätternden Goldbuchstaben CONTINENTAL CONSULTING CO. stand. Ich ging hinein. An den Wänden hingen noch immer dieselben Utrillo-Drucke. Eine keck ausschauende Empfangsdame in kariertem Rock und grünem Pullover lächelte mich an und fragte: »Kann ich Ihnen helfen?«

»Zu Joe Broz, bitte.«

»Darf ich melden, wer ihn sprechen will?«

Ich sagte es ihr. Sie sprach ins Telefon. Dann drehte sie sich zu mir um. Ernstes Gesicht. Ihre Nase, fiel mir auf, war an der Spitze ein wenig nach oben gebogen. Ihre braunen Haare waren kurzgeschnitten und sehr adrett frisiert. Der Nagellack war frisch aufgetragen, dunkel, fast braun.

»Darf ich Sie fragen, worum es geht, Mr. Spenser?«

»Um Gerry«, sagte ich. Sie gab die Botschaft weiter.

Die Tür hinter ihr ging auf, und Vinnie Morris stand im Rahmen. Sein Gesicht war leer, aber der Blick sehr hart. Mit einem Kopfdruck bat er mich herein. Alles war wie immer. Der Raum ganz in Weiß. Der schwarze große Schreibtisch. Das breite Panoramafenster mit Blick auf die Küste. Der dunkelblaue Vorleger. Aber Broz hatte sich verändert. Die letzten zehn Jahre hatten ihn alt gemacht. Seine Haare waren weiß. Er schien schlanker geworden zu sein. Er war noch immer overdressed, alles untadelig, aber längst nicht mehr so theatralisch. Er bewegte sich nicht mehr so, als stünde er vor der Kamera.

Erstaunlich. Und hier stand ich, jugendlich und vital wie immer.

»Was, verdammt noch mal, wollen Sie von mir?« fragte Broz.

»Ach, Joe«, sagte ich. »Das ist es, was Sie so einmalig macht, diese kleinen Andeutungen, woher Sie in Wirklichkeit kommen.«

»Ich habe Ihnen eine Frage gestellt.«

Außer Vinnie war noch Ed im Zimmer. Er lehnte an der gepolsterten Bar, eine aufgeschlagene Nummer von *People* vor sich. Und dann saß da noch einer von Joes Firma in einem schwarzen Ledersessel, die Füße auf dem Kaffeetisch. Er hatte lange schwarze Haare und einen Spitzbart. Er trug einen rosa Kaschmirpullover, der sich gefährlich über seinem Bauch und seinen Oberarmen spannte. Fett, aber hartes Fett. Ein Bodybuilder hätte schlecht neben ihm ausgesehen.

»Dieses Gespräch ist vertraulich, Joe. Schicken Sie sie raus?«

Ohne seinen Blick von mir abzuwenden, sagte er: »Ed und Roger, wartet vorn im Vorzimmer.«

Sie gingen sofort, ohne eine Frage oder Bemerkung. Nachdem sie draußen waren, lehnte sich Vinnie gegen die Tür, die Arme verschränkt.

Broz lehnte sich zurück. Sein Gesicht war gebräunt und voller Falten. Den Mund hatte er noch voller weißer Zähne, und am Finger trug er noch immer einen blaßrosa Diamantring. Seine Augen hatten nichts Menschliches. Er nickte mit dem Kopf zu mir herüber. Ich sollte beginnen.

»Ich kann Ihren Kleinen ins Loch bringen, Joe.«

Broz zeigte keine Bewegung. Es war, als starrte man in die tiefen Augen einer Schildkröte.

»Er handelt mit Kokain. Er hat mit Sex-Orgien zu tun, an denen minderjährige Kinder teilnehmen. Er vertreibt pornografisches Material. Ich weiß das, und ich kann es beweisen.«

Vinnie rührte sich nicht von der Tür. Broz' Augen waren kaum noch offen. Nichts tat sich, keine Bewegung.

»Was ich nicht weiß, aber mir denken kann, ist, in welchem Maße er das in Ihrem Auftrag tut.«

Noch immer keine Bewegung.

»Ich sage, das ist nicht der Fall. Ich sage, er macht das auf eigene Kappe und versucht, eigene Erfolge vorzuweisen und einem alten Mann zu imponieren.«

Ich machte eine Pause. Es herrschte eine kristallene Stille im Raum. Broz schien noch tiefer in sein eigenes Schweigen eingetaucht zu sein.

»Ich sage, daß er außerdem Meade Alexander mit dreckigen Bildern von Mrs. Alexander erpreßt.«

Der Himmel über Broz' Panoramafenster zeigte ein klares Blau, keine Wolken, eine blasse Wintersonne. Unterhalb konnte ich den Bogen des Hafens sehen und in der Ferne die Küste südlich Columbia Point.

Als Broz endlich sprach, schien seine Stimme gar nicht ihm zu gehören; sie schien von weither und aus der Tiefe zu kommen.

»Erzählen Sie mir darüber«, sagte er.

Ich erzählte ihm von den Morddrohungen gegen Alexander. Ich erzählte ihm von den beiden Studenten, mit denen sie in Springfield umgesprungen waren. Ich erzählte ihm von Louis Nolan. Ich erzählte ihm von den erpresserischen Drohungen und von den Filmen. Ich erzählte ihm, daß einer der Darsteller in Mrs. Alexanders Film Gerry war. Ich erzählte, wie ich in Gerrys Wohnung eingedrungen war. Über die beiden Teenager, über die Route, die Gerry bei seinen Kokainlieferungen abgeklappert hatte, über die Oma-Party und über das Gespräch, das ich mit Bobby Browne in seinem Büro mit den falschen Mahagoni-Holzwänden gehabt hatte. Während des ganzen Vortrags waren Joes Augen zwischen den

Schlitzten kaum zu sehen. Er hätte eine Terrakotta-Figur sein können, wie er so dasaß, braun, alt und unfehlbar, nicht einmal atmen konnte man ihn sehen. Hinter mir, an der Tür, hielt Vinnie unverändert Wache.

Dann war ich fertig. Broz' Blick blieb auf mich gerichtet, dann wandte er sich ab und verharrte bei Vinnie. Nur seine Augen bewegten sich dabei. Das gebräunte, faltige Gesicht und der graue Kopf blieben unbewegt. Seine Altmännerhände ruhten ruhig auf der Tischplatte vor ihm. Die bleiche Sonne schien durch das Panoramafenster und warf ein kleines Spektrum auf die Platte, dort, wo sie durch den Diamanten an seinem Finger schien. Als Broz sprach, tat er es wieder mit dieser tiefen, entfernten Stimme.

»Vinnie?«

»Ja, Joe. Ich wußte darüber Bescheid.«

»Und ich wußte es nicht«, sagte Broz.

»Ich erfuhr es, nachdem der Junge schon drin war in der Sache, Joe. Ich habe gemacht, was ich konnte.«

Ich schaute mich nach Vinnie um. Er stand da wie vorher, die Arme verschränkt, den Rücken gegen die Tür gelehnt. Er schenkte mir keinerlei Beachtung. Seine Augen waren auf Broz gerichtet.

Wieder Schweigen. Jetzt konnte ich die Atemzüge von Joe hören, sanft und mühelos.

»Und was er da erzählt, stimmt so?« fragte Broz.

»Genau das tut es, Joe. Der Junge will, daß Sie ihn respektieren. Er...« Vinnie zuckte mit den Schultern und drehte seine Handflächen nach oben.

Broz' Stimme wurde sanfter. »Ich liebe ihn«, sagte er. »Das sollte ihm genügen.«

»Er ist noch nicht sehr alt, Joe«, sagte Vinnie.

Broz nickte langsam. Es war die erste Bewegung, die er machte, seit ich zu reden begonnen hatte. »Ich weiß.«

Vinnie sagte nichts mehr. Broz blickte zu mir herüber.

»Sie haben keine Kinder«, sagte er.

»Nicht direkt.«

»Ich auch nicht, bis ich alt war. Was der Junge getan hat, hat er selber getan. Einiges davon gehört nicht zu den Dingen, die ich gemacht hätte. Dreckige Filme und dieser Mist. Ich mag das nicht.«

»Und Sie mögen es auch nicht, daß Browne durch so etwas in eine gefährliche Lage gerät.«

Broz nickte. »Ich habe in ihn vom ersten Tag seiner Kandidatur investiert«, sagte er. »Ich habe jedes Jahr seitdem Geld in ihn gesteckt und investiert. Wenn Browne auffliegt, dann habe ich mein investiertes Geld verloren. Du hättest mir davon erzählen müssen, Vinnie.«

»Mag sein. Aber ich wußte, wie Sie das treffen würde, Joe. Ich habe versucht, die Sache zu bereinigen, bevor Sie davon erfuhren.«

»Es ist mein Junge, Vinnie, und mein Problem.«

»Ich hätte die Sache bereinigt gekriegt, wenn Alexander ihm nicht auf die Spur gekommen wäre.« Vinnie zeigte mit seinem Kinn auf mich.

Broz nickte. »Okay, Vinnie, an deiner Stelle hätte ich es genauso gemacht.« Er sah mich an. »Was wollen Sie von mir?«

»Ich will, daß die Bänder von Mrs. Alexander vernichtet werden. Ich will, daß die beiden in Ruhe gelassen werden.«

»Das ist alles?«

»Ja.«

»Was ist mit der Wahl?«

Ich grinste. »Möge der Beste gewinnen«, sagte ich.

»Wir könnten Sie auch in den Hafen tauchen«, sagte Broz.

Ich nickte.

»Wir bleiben in Verbindung«, sagte Broz.

Am Abend hing ich um Viertel vor sieben am Schalter der Eastern Airlines herum und wartete auf Paul Giacomini, der aus New York kam, um die Weihnachtstage bei mir zu verbringen. Es herrschte ein ziemlicher Verkehr, und seine Ankunft verzögerte sich.

Ich schaute durch die Scheiben auf den Flugplatz hinaus und dachte über Joe Broz nach. Es gab für ihn zwei Möglichkeiten. Er konnte mich töten lassen und hoffen, daß ich keinem Dritten Material über seinen Sohn anvertraut hatte. Oder er konnte mir folgen, die Bänder zurückgeben und meinem Wort trauen, daß ich dann aus dem ganzen Schurkenstück aussteigen würde. Mich umzulegen, wäre Joes normale Reaktion gewesen. Ich hoffte, daß er diesmal den weniger gewohnten Weg gehen würde. Er sollte es tun. Schließlich war sein eigener Junge in die Sache verwickelt. Er wußte nicht, was ich mit dem Material über ihn getan hatte, auch nicht, wieviel ich hatte oder wem ich davon erzählt hatte. Sicher konnte er mich einfach umlegen lassen und dann abwarten, was passierte. Aber das war schon deswegen kein Weg, weil du dich ja auf das vorbereitest, was der Gegner tun *könnte*, nicht auf das, was er tun *sollte*. Und deswegen hatte ich meine normale 38er unter der Jacke und als Rückversicherung eine 25er im Spezialholster um den Fußknöchel. Man muß sich schließlich auch vorsehen.

Um zwanzig nach sieben kam Paul mit einem Koffer in der Hand und einem Beutel mit seinen Tanzutensilien über der Schulter den Gang herauf. In seiner Begleitung war eine junge Frau. Ihr Haar war blaßblond, glatt und ging ihr fast bis zu den

Hüften. Paul hatte mir von ihr erzählt. Sie hieß Paige Cartwright. Sie trug ebenfalls einen Koffer. Paul stellte uns vor.

Sie sagte: »Mr. Spenser. Ich war sehr gespannt darauf, Sie kennenzulernen.«

»Paul hat Ihnen also all die komischen Dinge erzählt, die ich so sage und tue.«

»Er hat mir alles über Sie erzählt«, sagte sie.

Ich nickte. »Nicht genug, daß du zu Sarah Lawrence gehen mußt«, sagte ich zu Paul, »jetzt mußt du auch noch ein Handtäschchen in der Öffentlichkeit tragen.«

Er zog den Beutel fester. »Da drinnen hab ich mein Ballettröckchen«, sagte er.

Bei mir zu Hause gab es dann gebratene Ente mit Früchtefüllung und dazu drei Flaschen Pinot Noir. Um Viertel nach eins saßen Paul und ich noch immer in der Küche und tranken Brandy mit Soda. Paige hatte der Wein überwältigt, und sie war zu Bett gegangen.

»Hast du Susan getroffen?« fragte Paul.

»Ja.«

»Wie läuft es?«

»Es ist okay«, sagte ich. »Vielleicht ein bißchen aus dem Gleichlauf geraten.«

Paul nickte. »Kommt sie über Weihnachten?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Wir haben nicht darüber gesprochen.«

»Du könntest zu ihr hinunterfliegen.«

»Sicher«, sagte ich.

»Paige und ich würden hier schon zurechtkommen. Wenn du zu ihr willst, geht das in Ordnung.«

Ich nickte.

»Du hast nie daran gedacht, dich mal wieder mit einer anderen zu treffen?« fragte Paul.

Ich trank einen Schluck Brandy mit Soda. »Einer anderen?«  
»Klar. Mit dem Mädchen, mit dem du gegangen bist, bevor du Susan kennengelernt hast. Brenda. Du könntest doch mit ihr ausgehen.«

Drei Eiswürfel schwammen in meinem Glas, in einem Schuß Brandy und einem Rest Soda. Es war halb leer. Ein Stück des obersten Eiswürfels ragte über die Oberfläche.

»Nein«, sagte ich.

»Warum nicht?«

»Ich liebe Susan«, sagte ich. »Ich möchte bei ihr sein. Andere Leute langweilen mich.«

»Keine außer Susan? Du hast dich nie mit einer anderen getroffen?«

»In Los Angeles gab es eine Frau, die ich mochte. Habe einmal mit ihr geschlafen.«

»Warum besuchst du sie nicht?«

»Sie ist tot«, sagte ich:

Paul schwieg für einen Moment. Dann nickte er. »Die eine«, sagte er.

»Ja.«

Die Spülmaschine ging mit einem Klick aus. Die plötzliche Stille wirkte fast aufdringlich.

»Es ist mehr als das, Paul. Es ist mehr, als nur keine zu finden, die einen so interessiert.«

Er nickte. »Wenn du nun eine andere lieben könntest, was würde das dann für diese große, seit zehn Jahren anhaltende Liebe bedeuten?«

»Eine neue Religion zieht alles Vorherige in Zweifel«, sagte ich.

»Wie ich letztesmal schon sagte, du zahlst einen hohen Preis dafür, du selbst zu sein.«

Ich nickte.

»Es macht dich besser als andere Menschen«, sagte Paul.  
»Wenn du nicht gewesen wärst, was du bist, wo wäre dann ich? Aber du bist damit auch in einer Falle. Gefangener des Machismo. Ehre, Pflichtgefühl, absolute Treue, der ganze Mythos.«

»Liebe«, sagte ich. »Liebe ist auch dabei.«

»Natürlich ist sie das, und wenn es sein muß, die reine und keusche Liebe aus der Ferne. Aber, verdammt, ich hätte es gern, wenn du mal etwas den Rückwärtsgang einschalten würdest.«

»Ich auch«, sagte ich.

»Ich meine nicht in bezug auf Susan. Ich meine, in bezug auf das Leben. Du verdienst es. Du verdienst, was du dir vom Leben wünschst. Du hast ein Recht darauf.«

Ich trank den Rest meines Drinks und machte mir einen neuen.

»Ich bin, was ich bin, Junge. Und das nicht per Zufall. Es kostet Arbeit, ein Mann zu werden. Ich wußte, wer ich sein wollte, und ich bin es auch geworden. Davon will ich nicht wieder zurück.«

»Ich weiß«, sagte Paul. »Du kannst nicht einmal über diese Art Dinge reden, bevor du nicht einen getrunken hast.«

»Ich kann«, sagte ich. »Aber ohne getrunken zu haben, scheinen mir Gespräche wie diese witzlos. Ich kann nicht sein, der ich bin, und Susan doch auf andere Weise lieben.«

»Und du willst nichts anderes sein?« fragte er.

»Ich habe zu hart gearbeitet, um der zu werden, der ich jetzt bin«, sagte ich.

Paul stand auf und machte sich auch einen neuen Drink.  
»Vielleicht heißt die Frage: Kannst du bleiben der du bist, wenn Susan ihr Leben auf Dauer verändert?« sagte er.

»Was ich für sie fühle, wird sich nicht ändern«, sagte ich.  
»Und was ist mit deinen Gefühlen in bezug auf dich selbst?«  
»Ich arbeite daran«, sagte ich.

Paul schlief mit Paige in meinem Bett. Ich nahm die Couch. Als ich am Morgen aufstand, hatte ich einen ziemlichen Kater und dazu das eigentümliche Gefühl, irgendwann in der Nacht eine Wandlung durchgemacht zu haben. Ich sah auf meine Uhr. Zwanzig nach sechs. Ein paar Kilometer den Charles entlang, und der Kater würde weg sein.

Ich ging leise in mein Schlafzimmer, holte meine Trainings Sachen und trug sie in das Wohnzimmer, wo ich mich anzog. Mit einer Kanone an der Hüfte zu laufen, ist eine lästige Sache. Aber ohne sie zu laufen, nachdem Joe Broz darüber laut nachgedacht hatte, mich eventuell im Hafen zu versenken, wäre kurzsichtig gewesen. Ich löste das Problem, indem ich die kleine 25er Rückversicherungs-Automatik mitnahm. Ich ließ eine Kugel aus der Kammer in den Lauf gleiten, löste den Sicherungshebel und hielt die Pistole in der Hand. Sie war klein genug, daß meine Hand sie verbergen konnte und andere Jogger sich nicht etwa bedroht fühlen mußten.

Das Wetter war für den Dezember in Boston herrlich. Es war ein paar Grad über Null, und die Gehwege die Esplanade entlang waren sauber und trocken. Ich fing an zu laufen, Richtung Westen den Fluß entlang. Zu meiner Linken die Rückseiten der Häuser an der Bacon Street. Eine Menge kleiner Balkone, eine Menge großer Panoramafenster im Parterre und eine kleine Allee mit dem klug ausgedachten Namen Back Street, Parkbuchten und hier und da Garagen. Zwischen mir und der Back Street war der Storrow Drive fast noch ganz leer in der langsam beginnenden Dämmerung. In einer Stunde würde er vom Pendelverkehr erfüllt sein, und die

Luft würde dick sein von Abgasen. Ein Polizei-Streifenwagen fuhr langsam hinter mir auf dem Weg. Ich machte einen Schritt zur Seite, um ihn vorbeizulassen, und er fuhr langsam weiter und verschwand, als der Weg mit dem Fluß einen Bogen machte.

Paul verstand mich auf eine Art, wie das wenige Menschen konnten. Er war erst achtzehn, aber er hatte seine Schrammen schon abgekriegt, und er hatte sich davon erholen müssen. Er wußte, wie man aus sich selbst etwas machte. Er hatte mir einmal auseinandergesetzt, wie ein Tänzer sich auf seine Physis konzentrieren muß, um gut zu sein. Und diese Konzentration auf die eigene Mitte besaß er nicht nur beim Tanzen. Mir wurde klar, welche Anstrengung ihn das gekostet hatte. Auch ich hatte etwas dazu beigetragen, aber ich hatte es nicht für ihn getan. Er hatte es selbst getan.

Vor mir joggte ein Mann in gelbem Trainingsanzug, einen Hund an der Leine. Als er ihn vom Haken ließ, rannte der Hund hinunter ans Flußufer, die Nase immer am Boden. Am besten, ich verwandelte mich auch in einen Hund. Des Menschen bester Freund.

Ich fühlte mich ziemlich wohl. Es war immer schon leichter, sich wohl zu fühlen, wenn eine Sache, an der man arbeitete, ihrem Ende zuing. Es gab einem so ein Gefühl von Erfüllung. Vor allem dann, wenn der Abschluß ordnungsgemäß verlief. Die Sonne war jetzt heraus, noch nicht sehr hoch, aber schon ganz über dem Horizont, und ich blinzelte zu ihr hinauf. Ich mochte die Rennerei im Winter gar nicht. Im Frühjahr kam man gut ins Schwitzen, und die Muskeln wurden locker in der Wärme. Lief ich aber nicht, dann fing ich bald an, mich steif und ungelenk zu fühlen, als würden meine Glieder klappern, wenn ich mich bewegte. Das Hochgefühl beim Joggen, wo war es, wenn ich es brauchte?

Was ich gegenüber Susan fühlte, war natürlich nicht Susans Problem. Ich liebte sie nicht ihretwegen, sondern meinetwegen. Sie zu lieben, war leicht, vielleicht gar nicht einmal zu vermeiden. Es war auch notwendig, aber es war meine Not, nicht ihre. Was, zum Teufel, war denn so schlimm, was sie tat? Sie widmete viel von ihrer Zeit ihrer Arbeit, ließ sich von ihr gefangennehmen. Na und? Tausende waren tief mit ihrer Arbeit verbunden und waren dabei fähig, sich gegenseitig zu lieben. Ob ich nun bei Susan die Nummer eins spielte oder die Nummer zwei, ich konnte sie so sehr lieben, wie ich wollte oder mußte. Der Dreh war nur, es mit Würde zu tun. Als ich unter der Mass-Ave-Brücke durchlief, entdeckte ich eine blaßblaue Buick-Limousine, und draußen standen Ed und sein fetter Freund mit dem Spitzbart. Ed hielt eine Kanone auf mich gerichtet. Der Spitzbart auch. Ich zog mit dem Daumen den Hahn meiner in der Hand versteckten 25er.

»Joe möchte, daß Sie verschwinden«, sagte Ed.

Ich schoß ihm mit meiner Pistole in die Brust, er drehte sich halb zur Seite und fiel seitlich zu Boden. Der Spitzbart schoß zurück und traf mich im linken Oberschenkel. Ich feuerte dreimal auf ihn. Eine Kugel traf ihn unter dem rechten Auge. Er war wahrscheinlich sofort tot. Ich rollte zu Ed hinüber und sah ihn mir an. Er war auch tot. Ich schaute auf mein linkes Bein. Die dunkelblaue Baumwollhose war schwarz von Blut. Ich zog sie hinunter und betrachtete die Wunde. Die Kugel war innen am Schenkel eingedrungen, direkter Durchschuß. Es schmerzte jetzt noch nicht besonders, aber das würde es bald tun. Ich schob die Pistole in meine Jackentasche, zog sie aus und auch das weiße T-Shirt, das ich darunter trug, rollte es der Länge nach auf und band es um meinen Oberschenkel. Mit der einen Hand hielt ich es fest, während ich mit der anderen Ed den Gürtel von der Hose zog und damit das T-Shirt festzurte. Dann zog ich die Jacke wieder an und die Hose hoch und

versuchte aufzustehen. Es ging. Der Oberschenkelknochen war wahrscheinlich nicht kaputt. Auf dem Storrow Drive begann der Verkehr, aber die Chance, dort oben jemanden auf mich aufmerksam zu machen und herbeizuwinken, war gering. Der Kerl mit dem Hund war nirgends mehr zu sehen. Auch nicht der Hund. Und auch nicht der Streifenwagen, der mich vorher überholt hatte. Wenn du ihn brauchst, ist nie ein Cop in der Nähe.

Mein Bein schmerzte noch immer nicht besonders, aber ich fühlte mich benommen und krank. Das Mass-General-Hospital war über einen Kilometer weit entfernt. Ich machte einen Schritt nach vorn und wäre fast gefallen. Ich fing mich wieder, probierte eine Art Hüpfen und kriegte das Verdeck des Buick zu fassen. Der Motor lief. Ich stützte mich gegen den Wagen, schob mich zwischen den beiden toten Männern durch und stieg ein. Er hatte ein Automatik-Getriebe. Mit einer Gangschaltung hätte ich jetzt Schwierigkeiten gehabt. Ich schob den Getriebehebel vor, löste die Handbremse und fuhr los. Der Wagen holperte über etwas. Ich wußte, daß das Ed war. Aber ich hatte nicht genug Kraft, groß hin und her zu lenken. Ed machte es sowieso nichts mehr aus.

Es war, als würde ich betrunken autofahren. Ich konnte kaum meine Augen offenhalten. Beide Hände ans Steuer geklammert, startete ich, so gut ich konnte, auf das schwarze Band des Weges vor mir. Ich fuhr zurück Richtung Osten. Ich wagte nicht, schnell zu fahren, weil ich fürchtete, die Kontrolle zu verlieren. Der Wagen schwankte. Mein Kopf fiel immer vor und wieder zurück, sobald ich mich gefangen hatte. Eine Reihe Jogger wichen mir aus. Wahrscheinlich sahen sie zu mir herein, aber ich hatte nicht die Kraft, es zu bemerken. Mit allem, was ich noch hatte, konzentrierte ich mich auf den Asphalt vor mir. Wie durch einen Schleier bemerkte ich, daß das Radio an war und ein Ansager sich über die letzte Platte

ausließ und die Verkehrsdurchsage ankündigte. *Meiden Sie die Esplanade. Dort ist ein Doppelmord geschehen, und ein langsam fahrendes Fahrzeug befindet sich auf dem Fußgängerweg.*

Der Weg vor mir fing an, hin- und herzuschwanken, und das Steuerrad gehorchte mir immer weniger. Der Weg bog sich zum Storrow Drive, und plötzlich tauchte vor mir das schmiedeeiserne Gitter auf, das den Fußweg vom Storrow Drive trennte. Ich krachte mit dem Wagen dagegen. Ich hörte den Stoß schon nicht mehr. Als ich in die Bewußtlosigkeit taumelte, konnte ich aber noch das Radio hören: »Hier ist die Welle 85... fünfundachtzig... fünfundachtzig...«

Als ich aufwachte, lehnte Martin Quirk über dem Fußende meines Bettes, die Hände gefaltet, die Unterarme auf der Querstange.

Quirk sagte: »Die Leute von der Notaufnahme meinen, du würdest nicht sterben.«

»Ermutigend«, sagte ich. Ich hatte meine Stimme noch nicht ganz unter Kontrolle.

»Sie sagen, daß du vielleicht morgen schon nach Hause kannst«, sagte Quirk.

»Ich gehe noch heute nach Hause.« Meine Stimme war bereits fester. Ich hatte wieder eine Verbindung zu ihr.

Quirk zuckte mit den Schultern. Meine linke Hand war an einen Tropf angeschlossen.

»Erzählst du mir etwas darüber?« fragte Quirk.

»Ich glaube, nicht«, sagte ich.

Eine schlanke, blondhaarige Schwester mit blauen Augen kam herein und fühlte meinen Puls.

»Nett, Sie wach zu sehen«, sagte sie.

»Nett, wach zu sein«, sagte ich. Höflich.

Sie lächelte und prüfte meine Temperatur. Es war eines von diesen elektronisch gesteuerten Thermometern, die an einem kleinen Kästchen an ihrem Gürtel hingen. Man brauchte es nicht einmal mehr hinunterzuschütteln. Wo blieb da der Spaß an der Sache? Quirk war ruhig, während sie ihre Werte ablas. Sie notierte sie auf einer kleinen Karte und sagte: »Gut.«

Als sie gegangen war, sagte Quirk: »Unter der Mass-Ave-Brücke liegen zwei tote Burschen, erschossen mit einer kleinkalibrigen Automatik. In ihrer Nähe haben wir fünf Patronenhülsen gefunden. In deiner Jackentasche haben unsere Polizisten eine 25er Automatik gefunden, in der vier Patronen fehlten. Einer der beiden Toten ist Eddie DiBenardi. Der

Wagen, mit dem du gegen die Absperrung gerammt bist, ist auf seinen Namen zugelassen. Der andere ist Roger Francona. Er hatte eine Neun-Millimeter Smith & Wesson, in der eine Kugel fehlte. Du hast ein Loch in deinem Bein. Sie haben mir unten bei der Aufnahme erzählt, daß sie glücklicherweise den Knochen verfehlt hat. Eddie DiBenardi fehlt der Gürtel, aber einer von der passenden Größe war um dein Bein gewickelt, als man dich einlieferte.« Quirk hatte sich von seiner Stütze erhoben und ging ans Fenster. Er schaute hinaus, die Hände in den Hosentaschen. Dann drehte er sich um und sah mich an.

»Ein paar von uns fangen an, über Zusammenhänge nachzudenken«, sagte er.

»Mit derart dürftigen Beweisen wollen sie mich überführen?« fragte ich.

»In der Art.«

Ich nickte. »Sie haben mich überfallen. Sie haben nicht gesagt, warum. Ich joggte dort zufällig entlang und dachte über meine Arbeit nach.«

»Mit einer geladenen Pistole in der Hand?« fragte Quirk.

»Mit einer geladenen Pistole in der Hand, und diese beiden Kerle versuchten, mich niederzuschießen.«

»Und hatten Erfolg«, sagte Quirk.

»Und ich schoß in Selbstverteidigung zurück«, sagte ich.

»Du kennst keinen von ihnen?«

»Nein.«

»Eddie arbeitet für Joe Broz... Er arbeitete«, sagte Quirk.

»Was Roger angeht, wissen wir noch nicht Bescheid. Wir untersuchen das noch.«

Ich nickte.

»Und, ganz nebenbei, du hocktest erst kürzlich in meinem Büro und studierst die Akte über Joe Broz.«

Ich nickte.

»Kein Kommentar?« fragte Quirk.

»Keiner«, sagte ich. Mein Bein fühlte sich heiß und entzündet an. Ich tastete mit meiner rechten Hand hinüber. Es war schwer bandagiert. Je wacher ich wurde, desto entzündeter fühlte es sich an. Vielleicht wartete ich doch besser bis morgen, ehe ich nach Hause ging. Quirk ging quer durch das Zimmer und schloß die Tür.

»Wie kommt es, daß ich in einem Privatzimmer liege?« fragte ich.

Quirk zeigte mit dem Finger auf die eigene Brust.

»Ich habe versucht, Susan zu erreichen«, sagte Quirk. »Aber sie ist nicht da.«

»Sie ist in Washington«, sagte ich.

Quirk lehnte sich mit dem Hinterteil gegen die Fensterbank, verschränkte die Arme und sah mich an.

»Okay«, sagte er. »Ich denke mir das so. Ich glaube, du bist Joe Broz lästig geworden, und er schickte Eddie und Roger los, dich umzubringen. Aber die waren nicht schnell genug. Wenn schon zwei Kerle dran glauben mußten, dann waren sie keine schlechte Wahl. Ich kenne Roger zwar nicht, aber ich kenne Eddie. Eddie war der reine Abschaum. Ich möchte wetten, Roger war nichts anderes. Ein Tag, an dem so ein Abschaum wie Eddie DiBenardi erschossen wird, ist ein guter Tag gewesen.«

»Kein schlechtes Hobby«, sagte ich.

»Andererseits«, sagte Quirk, »stehe ich nun auch nicht in Diensten der Stadt, um herumzulaufen und ›Ganz recht so‹ zu sagen, wenn irgendwer in einem öffentlichen Park ein paar Bürger über den Haufen schießt. Auch dann nicht, wenn diese Bürger der reine Abschaum sind.«

Ich nickte.

»Du verstehst meine Position«, sagte Quirk.

Ich nickte wieder.

»Wenn du anfängst, dich um eine Sache zu kümmern«, sagte Quirk, »kannst du die reine Landplage werden. Zudem glaubst du, schlauer zu sein, als du in Wirklichkeit bist, und immer das Richtige zu tun.«

»Ich bin mir da nicht so sicher wie sonst«, sagte ich.

»Ich auch nicht«, sagte Quirk. »Andererseits hast du, seit ich dich kenne, nicht allzu viele Dinge so angepackt, wie ich sie an deiner Stelle nicht auch angepackt hätte.«

»Vielleicht liegen wir eben beide falsch«, sagte ich.

»Vielleicht«, sagte Quirk, »aber ich glaube, es gibt nicht viel, was wir dagegen tun könnten.« Er stand auf, schlang die Arme auseinander und steckte die Hände zurück in die Hosentaschen. »Wie dem auch sei. Ich sehe im Moment keinen Grund, dich zu beschuldigen, aber ich brauche ein paar Informationen. Eddie und Roger waren nicht die beiden letzten Burschen, die Broz anheuern konnte. Wenn er dich umgelegt haben will, kann er hartnäckig sein. Und sollte er dabei Erfolg haben, dann wäre es natürlich schön, wenn ich ihn damit festnageln könnte.«

»Du sentimentaler Bastard«, sagte ich.

»Nun mal inoffiziell«, sagte Quirk. »Was geht hier vor, verdammt noch mal?«

Ich erzählte es ihm. Alles.

Als ich zu Ende war, sagte Quirk: »Die Frau von dem Kerl ist es nicht wert.«

»Ronni Alexander?« Ich zuckte mit den Schultern. »Sie ist es Meade wert.«

»Meade ist es nicht, der einen Schuß ins Bein gekriegt hat«, sagte Quirk.

Ich sagte nichts.

»Du setzt Broz weiter unter Druck?« fragte Quirk.

»Mir fällt nichts Besseres ein«, sagte ich.

Quirk nickte. »Okay. Ich tue folgendes«, sagte er. »Ich lasse verlauten, daß ich, eh, aufpasse, daß dir nichts in dieser Sache passiert. Joe wird das erfahren. Ich lasse ihn wissen, daß ich ihn für den Fall, daß dir etwas passiert, zu Hackfleisch mache.«

»Das wird helfen«, sagte ich.

»Genau. Das wird es. Joe ist sehr praktisch veranlagt. Aber ich weiß nicht. Diesmal geht es um seine Familie. Ich weiß nicht, ob es genug hilft.«

»Mag sein, Joe nimmt zur Kenntnis, daß ich nicht so leicht zu packen bin«, sagte ich. »Diesmal ist es für ihn ja nicht gar so gut ausgegangen.«

»Das war diesmal«, sagte Quirk. »Wenn es sein muß, schickt er Vinnie Morris. Es ist um einiges schwieriger, schneller als Vinnie zu sein.«

»Stimmt«, sagte ich.

Quirk nahm seinen Überzieher von der Stuhllehne, über die er ihn sauber gehängt hatte. »So oder so, es ist dein Problem«, sagte er.

»Stimmt ebenfalls«, sagte ich.

Quirk schob seine Arme in den Überzieher. »Ich habe deinen kleinen Kumpel unten beim Harbor Health Klub angerufen«, sagte Quirk. »Cimoli. Habe ihm erzählt, daß jemand versucht hat, dich umzulegen. Er sagte, er würde jemand schicken, der dir unter die Arme greift.«

»Danke«, sagte ich.

Quirk nickte und öffnete die Tür. Als er hinausging, kam Hawk herein. Sie gingen aneinander vorbei, ohne ein Wort.

Mein Krankenzimmer hatte Telefon, und so rief ich in meiner Wohnung an, erreichte dort Paul und sagte ihm, daß ich nicht vor morgen nach Hause käme. Warum, sagte ich ihm nicht.

Er meinte, sie beide, er und Paige, wollten zum Quincy Market und dort den Nachmittag verbringen, und am Abend würden sie sich die Vorstellung einer Tanzcompagnie anschauen, von der ich noch nie gehört hatte. Er sagte, er habe genug Geld, und ich erzählte ihm, so etwas wie genug Geld gäbe es gar nicht; und hängte auf.

Hawk saß im Besuchersessel, die Füße auf der Fensterbank, und las das *Ring-Magazin*. Sein daunengefüttertes Lederjackett hatte er ausgezogen und in der Toilette an einen Haken gehängt. Eine .357 Magnum hing im Holster unter seinem linken Arm. Er hatte einen Sweater mit Kragen an, modische Jeans und Stiefel aus Schlangenleder.

»Mann, du bist noch voll da«, sagte Hawk. »Du bist was wert. Sie brauchen eine große weiße Hoffnung, so sehr, daß du ganz oben rangierst.«

»Vielleicht ist es noch nicht zu spät«, sagte ich. »Ich rappel mich schon hoch, vielleicht reicht es für den Titelkampf.«

»Du hast einen Plan?« fragte Hawk.

»Für den Titelkampf?«

»Nein, für die Aufrechterhaltung deines Ladens. Quirk ließ gegenüber Henry durchblicken, daß jemand dich umlegen will. Du solltest Gegenmaßnahmen geplant haben. Hast du?«

»Warum?« sagte ich. »Willst du mitmachen?«

»Oh, Mann.«

»Sobald ich hier raus kann, möchte ich Joe Broz treffen. Wenn wir es so hinbekommen, daß es leichter für ihn ist, sich mit mir zu arrangieren als mich zu töten, sollten wir einen Handel zustande kriegen.«

»Was für eine Art Handel soll das werden?« fragte Hawk.

Ich erzählte ihm, was ich Quirk erzählt hatte. Alles. Hawks Gesicht strahlte, als ich zu Ende war.

»Das ist ein Fest«, sagte er. »Du versuchst tatsächlich, Joe Broz in die Enge zu treiben? Gottverdammte.«

»Habe ich eine andere Wahl?« fragte ich.

»Erzähl dem Kongreßmenschen, er soll seine Alte zu Hause einsperren«, sagte Hawk. »Oder sie rausschmeißen.«

Ich sagte: »Nein.«

Hawk grinste.

»Das war natürlich nicht mein Ernst«, sagte Hawk. »Wollte nur testen, wie es ist, solange du noch einen weichen Schädel hast.«

»Quirk sagt, er will Broz stecken, daß er auch mitmischen will.«

»Hilfe«, sagte Hawk. »Den Quirk möchte Broz nun wirklich nicht am Arsch haben.«

Die kleine Krankenschwester kam wieder herein und fragte, ob ich Hunger hätte. Ich sagte ja, und sie brachte mir eine Menükarte.

»Ich komme in ein paar Minuten wieder«, sagte sie. Falls sie Hawk und seine Magnum bemerkt hatte, ließ sie es sich nicht anmerken.

Hawk sah ihr nach, die Lippen geschürzt. Als die Tür hinter ihr zufiel, sagte er: »Vielleicht will Broz auch mich und dich nicht am Arsch haben, wenn es losgeht.«

»Und ich wette, er will nicht, daß es seinem Jungen an den Kragen geht und er vielleicht verhaftet wird«, sagte ich. »Ich wette, er arrangiert sich mit uns.«

Hawk zuckte mit den Schultern. »Wir könnten auf Nummer sicher gehen«, sagte er. »Wir könnten ihn umlegen. Und seinen Jungen.«

»Dann müßten wir auch noch Vinnie Morris umlegen«, sagte ich. »Vinnie gehört praktisch zur Familie.«

Hawk zuckte noch einmal mit den Schultern. »Okay. Joe, den Jungen und Vinnie.«

»Die Filme könnten trotzdem noch an die Öffentlichkeit kommen. Ich weiß nämlich nicht, wo sie sind.«

Hawk grinste. »Sie sieht gut aus?«

»Ja.«

»Soll ich sie mal inspizieren? Auf technische Sauberkeit überprüfen?«

Die Schwester kam zurück und holte den Zettel mit meiner Bestellung. Sie beachtete Hawk noch immer nicht. War wohl Training. Hawk war nämlich nicht leicht zu übersehen. Auch nicht ohne die Kanone unter seinem Arm. Er wog seine 205 Pfund bei einsachtundachtzig Größe und vierundsiebzig Zentimeter Umfang. Seine Haut war tiefschwarz, und sein glattrasierter Schädel glänzte im Licht der Neonlampe an der Krankenhausdecke. Als sie wieder gegangen war, sagte ich: »Der Film ist in Ordnung.«

Hawk zuckte mit den Schultern und wandte sich wieder seinem Magazin zu.

Das Essen kam, und ich teilte es mit Hawk. Nachdem ich ein wenig verdaut hatte, stand ich aus dem Bett auf und versuchte zu gehen. Humpelnd und mit etwas Hilfe von Hawk ging es.

»Für meinen Bruder ist mir nichts zu schwer«, sagte Hawk.

»Ich werde mir einen Stock besorgen«, sagte ich. »Morgen früh verschwinde ich von hier.«

»Gut«, sagte Hawk. »Es ist stinklangweilig hier.«

»Du mußt auch nicht hierbleiben«, sagte ich.

»Ich soll dich hier also abmurksen lassen, während du in deinem Bett liegst, und Henry lacht mich dann mein Leben lang aus. Du weißt, wie dieser kleine Bastard ist.«

Ich nickte. »Er geht einem an die Eier«, sagte ich.

»Lieber schlafe ich die ganze Nacht in diesem Sessel, als daß dieser kleine Bastard so etwas mit mir macht.«

»In Ordnung«, sagte ich. »Das habe ich natürlich nicht bedacht.«

»Susan wäre auch beunruhigt«, sagte er.

»Das hoffe ich«, sagte ich.

Wir trafen uns mit Broz auf der schmalen Fußgängerbrücke, die sich über den Bootsteich im Public Garden spannte. Ich hatte vorher nicht mit Broz gesprochen, sondern mit Vinnie Morris, der es Broz weitergesagt hatte. Als Vinnie zurückrief, tat er das ohne jeden weiteren Kommentar.

»Wir werden da sein«, sagte er. Und hängte auf.

Hawk fuhr mich in seinem Jaguar hin und spielte in seinem Autoradio eine Kassette mit James Brown. Er spielte sie laut genug, um mich davon abzulenken, wie schlimm es um mein Bein stand. Er parkte in der Arlington Street in einer Abschleppzone, und wir stiegen aus. Es war Viertel nach acht, nicht sehr kalt, aber dunkel. Ich trug meine andere Pistole im Gürtel und eine Handvoll Ersatzpatronen in der rechten Hosentasche. Meine Jacke war offen.

Hawk ging um den Wagen herum, öffnete den Kofferraum und holte ein Repetiergewehr, Marke Ithaca, Kaliber .12, heraus. Er hielt sie, die Mündung nach unten, neben sein Bein. Dann schüttelte er den Kopf, legte das Gewehr wieder in den Kofferraum zurück und zog ein kürzeres hervor, eine doppeläufige Flinte, die er ebenfalls an seinem Bein auf ihre Länge überprüfte. Mit einem Kopfnicken bestätigte er sich selber, daß sie paßte, und so holte er eine Handvoll Munition aus einer Schachtel und schob sie in die Tasche seines Lederjacketts. Dann klappte er die Flinte auf, holte zwei weitere Patronen aus der Schachtel, lud und klappte die Läufe wieder zu. Er schloß den Kofferraum, und mit dem Gewehr ans rechte Bein gepreßt, so daß es kaum besonders auffiel, kam er wieder zu mir herüber, und wir gingen in den Park. Besser:

Hawk ging. Ich humpelte an meinem Stock. Susan hatte mir einmal einen Spazierstock aus Schlehdorn geschenkt, als sie meinte, meine irische Abstammung mit Wandermützen aus Tweed, Halstüchern und ähnlichen Dingen hervorheben zu müssen. Die Mütze hatte ich ein einziges Mal aufgehakt und sie dann, zusammen mit dem Schal, weggeworfen. Den Stock mochte ich aber irgendwie. Auf irisch nannte man *ihnshilelagh*, und vielleicht hat einer meiner Vorfahren diese Bezeichnung auch tatsächlich benutzt.

An diesem Dezemberabend waren nicht viele Menschen im Public Garden, nur einige gingen spazieren, und zwei davon entdeckten auch Hawks Gewehr und schauten etwas unsicher herüber. Niemand hielt an. Wir waren als erste an der Brücke. Kein Zeichen von Broz. Ich lehnte mich mitten auf der Brücke gegen das Geländer, und Hawk verschwand leise zu einer kurzen Runde durch die Umgebung. Nach fünf Minuten war er wieder zurück.

»Niemand mit einem Gewehr versteckt«, sagte er. »Auch niemand unter der Brücke.« Ich nickte. Hawk zog sich ans Ende der Brücke Richtung Charles Street zurück und lehnte sich, das Gewehr an der Seite, gegen den kleinen Pfeiler, an denen die Brücke festgemacht war. Er stand bewegungslos. Wir warteten ungefähr zehn Minuten. Da kam ein langer, dünner Kerl im grauen Mantel mit Samtaufschlägen und mit einer Sonnenbrille auf der Nase den Fußweg von der Arlington Street her anmarschiert, direkt auf die Brücke. Seine Hände hatte er in den Manteltaschen.

»Spenser?« fragte er.

»Ja.«

»Der Kerl da am Ende der Brücke gehört zu Ihnen?«

»Ja.«

»Wer ist es?«

»Jimmy Cricket«, sagte ich. »Er hängt herum und paßt auf, daß meine Nase nicht wächst.«

Der dünne Mann nickte. »Warten Sie hier«, sagte er.

Er ging die Brücke hinunter an Hawk vorbei und weiter den Fußweg entlang, wobei er sorgfältig nach rechts und links schaute. Dann drehte er um und kam zurück, ging unter der Brücke durch und kam an der anderen Seite wieder herauf. Er ging wieder über die Brücke und lehnte sich an den Pfeiler Richtung Arlington Street. Nach ungefähr einer Minute tauchte Vinnie Morris auf und sprach mit ihm. Der dünne Mann machte eine Kopfbewegung gegen Hawk am anderen Ende der kleinen Brücke. Vinnie nickte und ging weg. Wieder vergingen zwei Minuten. Dann erschien Vinnie mit Joe Broz an seiner Seite. Sie kamen auf die Brücke und blieben bei mir stehen. Broz auf der von Hawk abgewandten Seite. Vinnie zwischen ihm und Hawk, direkt vor mir.

Broz sagte: »Wozu haben Sie den Nigger mitgebracht?«

»Ich habe zwei von Ihren Leuten umgelegt, Joe. Hawk hofft, daß mir das noch mal gelingt, und möchte dabei zuschauen.«

»Beim nächsten Mal wäre ich dran«, sagte Vinnie.

Ich schüttelte den Kopf. »Kein nächstes Mal, Vinnie. Broz will einen Handel.«

Vinnie wollte etwas sagen, da sagte Broz: »Vinnie.«

Wir waren alle still. Hawk bewegungslos am einen Ende der Brücke, der dünne Kerl am anderen. Ich, ans Geländer gelehnt. Vinnie, etwas angespannt wirkend, vor mir. Broz mit einem musternden Blick, als wollte er sich mein Gesicht einprägen.

»Was hat sich geändert?« fragte Broz. »Warum sollte ich auf einen Handel eingehen?«

»Aus einem Grund: Sie haben versucht, mich fertig zu machen, und haben verloren. Aber dadurch sind die Cops in die Sache hereingezogen worden. Marty Quirk. Sie kennen ihn?«

»Ich kenne Quirk.«

»Ich höre, daß er ein besonderes Interesse an diesem Fall entwickelt hat.«

Broz schüttelte ungeduldig den Kopf. »Scheiß auf Quirk«, sagte er. »Was noch?«

»Ich hatte Zeit, das eine oder andere zu arrangieren. Wenn mir irgend etwas passiert, geht die ganze Geschichte mit Ihrem Jungen an die Cops und an die Zeitungen. Fotos, Namen, alles. Und wenn mir nichts passiert, dann rücke ich dem Jungen so lange auf den Pelz, bis ich die Bänder zurückhabe und Alexander aus der Sache heraus ist.«

»Was noch?«

»Sie hatten es gar nicht nötig, Alexander an die Gurgel zu gehen. Er wird nicht gewählt werden. Er ist eine komische Figur. In seinem Wahlkreis kann er vielleicht gewählt werden, aber er kann niemals eine Wahl im ganzen Staat gewinnen. Wenn der über Kriminalität auf den Straßen spricht, dann meint er doch nur die engen Hosen, die die Frauen anhaben.«

»Erzählen Sie mir nicht, was ich weiß. Was weiter?«

»Bleibt Browne«, sagte ich. »Den haben Sie in der Tasche. Irgendwen werden Sie immer in der Tasche haben. Er wird gewählt. Sie erzählen ihm, was er zu tun hat. Alexander geht heim nach Fitchburg und widmet sich seinen Bibelstudien.«

»Sonst noch was?«

»Nein«, sagte ich. »Das wär's. Zum einen haben Sie sich Ärger aufgehalst, Verluste, Schwierigkeiten, Einmischung der Polizei. Im anderen Fall verlieren Sie überhaupt nichts. Sie wollen gar nichts von Alexander.«

Wir schwiegen alle. Es war windstill. Der Mond war aufgegangen. Und die Sterne. Niemand kam über die Fußgängerbrücke. Einer, der zufällig vorbeischlenderte, drehte wieder ab, als er uns sah.

»Okay«, sagte Broz.

Vinnie fuhr mit dem Kopf herum und sah Broz an. »Joe«, sagte er.

Broz schüttelte den Kopf. »Nein, Vinnie. Ich mache den Handel.«

Vinnie war ruhig.

Broz sah mich weiter an. »Sie wissen, warum ich mich auf den Handel einlasse?«

»Es ist mein Charisma«, sagte ich.

»Wegen des Jungen. Ich bin verantwortlich für den Jungen. Für das, was er tut. Sie verstehen? Von Joe Broz' Jungen erwartet man, daß er weiß, was er tut.«

Ich blieb still.

»Er ist nicht irgend so ein verdammter College-Boy. Er ist Joe Broz' Junge.« Broz schüttelte den Kopf. »Er hat das von sich aus getan. Alles, den Handel mit Koks, die Videobänder, die beiden Arschlöcher in Springfield. Vinnie hat sie ihm besorgt. Ich mache Vinnie keine Vorwürfe. Vinnie wollte den Jungen decken, versuchte zu... na ja, egal. Ich weiß, warum Vinnie es getan hat. Aber es wurden Dinge unter meinem Namen gemacht, und ich wußte nichts davon. Und es war ein ziemlicher Blödsinn.« Er schüttelte wieder den Kopf. Und starrte mich weiter an. Niemand sagte etwas. »Als Sie das erste Mal kamen und mir davon erzählten, war ich sauer. Joe Broz läßt sich nicht von so einer Flasche wie Ihnen unter Druck setzen. Ich sagte Ed, er sollte Sie umlegen. Vinnie sagte nein. Er sagte, Ed wäre nicht gut genug, und es wäre so oder so eine schlechte Idee. Aber ich war sauer, verstehen Sie? Sie haben versucht, Joe Broz unter Druck zu setzen. Sie benutzten dazu Joe Broz' eigenen Jungen.«

Die Verkehrsgeräusche von der Boylston Street waren in der Stille deutlich zu hören. Auf dem Weg, der um den Teich führte, ging ein Pärchen mit einem deutschen Vorstehhund an der Leine spazieren.

»Okay. Wenn Ed es richtig gemacht hätte, hätte es vielleicht geklappt. Aber er machte es nicht richtig. Darum jetzt der Handel. Aber nicht, weil Sie Druck gemacht haben. Verstehen Sie? Nicht, weil Sie auf Joe Broz Druck ausgeübt haben. Sondern weil... weil mein Junge etwas falsch gemacht hat.«

»Und jetzt sind wir quitt«, sagte ich.

»Ja... Vinnie, geh zum Wagen und hol das Band.«

Es war Heiligabend. Susan lag neben mir in ihrem Bett in ihrem Haus in Smithfield. Paul saß mit Paige im Wohnzimmer und sah sich mit ihr den Spätfilm an, *Singin' in the Rain*.

»Werden Paiges Vater und Mutter nicht sauer sein, wenn sie Weihnachten nicht zu Hause ist?« fragte Susan.

»Die beiden fahren morgen zu ihnen, zum Weihnachtsfestessen«, sagte ich.

»Na so was«, sagte Susan. »Ein leeres Nest.«

»Ich denke an etwas, womit wir die leeren Stunden hinter uns bringen«, sagte ich.

»Ob es mir gefällt?«

»Die absolute Raserei.«

»Juchhe. Hat Bloomingdale an Weihnachten geöffnet?«

»Das war es nicht, was ich meinte.«

»Oh.« Susan las ein Buch mit dem Titel *The Road Less Traveled*. Sie hatte es zugeklappt und ihren Zeigefinger als Lesezeichen hineingeklemmt. Ich las eine Kritik über die Gail Conrad Dance Company von Arlene Croce im *New Yorker*. Ich wollte etwas über das Tanzen lernen. Ich las weiter. Im Zimmer war es still. Ich schaute Susan an. Sie hielt ihr Buch im Schoß. Das Kissen als Polster im Rücken saß sie da und sah mich an.

»Für die Alexanders ist es ein gutes Weihnachtsfest«, sagte sie.

»Vielleicht«, sagte ich.

»Und sie hat nie davon erfahren?«

»Nie. Sie weiß nichts darüber, was er weiß.«

»Das ist verrückt«, sagte Susan. »Er sollte mit ihr reden. Er kann doch nicht einfach weitermachen und warten, bis sie es wieder macht. Immer die Frage im Kopf, was sie tut, wenn sie nicht bei mir ist. Das ist irre. Das schafft er nicht.«

»Doch, er schafft es«, sagte ich.

»Für den Rest seines Lebens?«

»Bis sie etwas tut, das in die Zeitungen kommt.« Ich legte meine Zeitschrift auf die Bettdecke und drehte mich ein wenig zu Susan hinüber.

»Und was dann?« fragte sie.

»Dann zieht er sich aus dem öffentlichen Leben zurück, wenn er das nicht schon getan hat. Und versucht, es hinter sich zu bringen, zusammen mit ihr.«

»Er verläßt sie nicht?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wie kannst du so sicher sein?«

»Er wird es nicht tun«, sagte ich.

»Er sollte. Oder er sollte sich von berufener Seite helfen lassen. Beide.«

Ich nickte.

Wir waren beide still, griffen aber nicht wieder nach unserer Lektüre.

»Wie geht es dir?« fragte Susan. Ich wußte, daß sie nicht mein Bein meinte.

»Ich bin in Ordnung«, sagte ich.

»Und deine Gefühle mir gegenüber?«

»Wirklich gut«, sagte ich.

»Besser als kürzlich?«

»Ja.«

Wir schwiegen wieder.

»Es ist so«, sagte ich. »Um zu sein, was ich bin, brauche ich auch meine Art von Gefühl dir gegenüber. Es hat nichts damit zu tun, was du mir gegenüber fühlst.«

»Gut«, sagte sie. »Ich liebe dich, das weißt du.«

»Ja. Aber selbst dann, wenn du es nicht tätest. Meine Gefühle dir gegenüber sind mein Problem, nicht deins. Und sie sind absolut. Es gibt keine Kompromisse. Sie wären auch ohne dich da.«

»Tot oder lebendig«, sagte Susan. Ihr Gesicht zeigte diese ernste Amüsiertheit, die ich so oft an ihr entdeckte.

»Vielleicht«, sagte ich.

»Ich frage mich, wie du als Erwachsener einmal aussehen wirst«, sagte Susan.

»Ich bin in der Nachpubertät«, sagte ich. »Das kann ich beweisen.«

»Sogar mit der Wunde im Bein?«

»Natürlich«, sagte ich. »Sie ist fast geheilt.«

Susan machte ein Eselsohr in die Seite ihres Buchs und legte es auf den Nachttisch.

»Zeig es mir«, sagte sie, rutschte zu mir herüber und schloß die Augen.

Es war schon früher Weihnachtsmorgen. Ich lag immer noch wach. Susan schlief. Sie lag auf dem Rücken, den Mund leicht geöffnet. Ich blickte auf ihr Gesicht. Ihre Augen bewegten sich leicht hinter den Lidern. Ich hütete ihren Schlaf. Ich bewachte sie, während sie träumte; an einem imaginären Ort träumte, fern von mir. Ich schaute sie an und wurde mir immer sicherer, daß etwas von ihr immer fern sein würde von mir, zurückgezogen, unerkannt, ungreifbar, niemals mir gehörend. Ich schaute sie an, dachte all diese Dinge und wußte, wußte so sicher wie nichts auf der Welt, daß es keine Rolle spielte.